

DIE GESELLSCHAFT

SAMMLUNG SOZIALPSYCHO-
LOGISCHER MONOGRAPHIEN

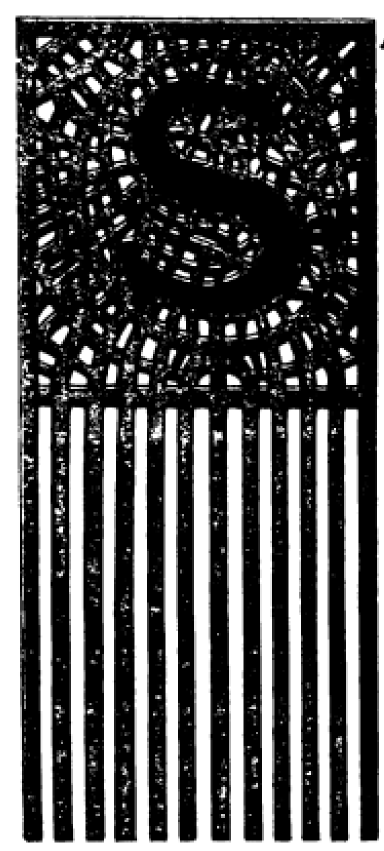
HERAUSGEGEBEN

VON

MARTIN BUBER

ERSTER BAND:
WERNER SOMBART
DAS PROLETARIAT

GELEITWORT ZUR SAMMLUNG



AMMLUNGEN SIND DIE SOZIALISIErung des Buches. Früher ging alles selbständig und eigenmächtig, in eigner Gestalt und auf eignen Wegen in die Welt. Heute gibt es auch für das literarische Erzeugnis Gemeinsamkeitsformen, die es mit anderen zusammenbinden, es einem allgemeinen Zweck unterwerfen, das Ganze zu dem Teil eines umfänglicheren Ganzen machen. Das erste Gebilde dieses Strebens war die Zeitschrift. Aber in ihr hat sich die Sozialisierung noch enge Schranken gesetzt. Die Zeitschrift ist der in seiner Lage bestimmte, den Objekten gegenüber aber unpersönliche Raum, der sich von Verschiedenartigem füllen und färben läßt. Die innere Einheit, die sogenannte Tendenz, ist meist diskret und zurückhaltend, die Anonymität der Zwecke wird nach Möglichkeit gewahrt, und von den Beiträgen wird keinerlei Gemeinsamkeit des Inhalts oder der Methode gefordert. Die äußere Einheit aber, die Gestalt der Zeitschrift als eines Druckwerkes, die im allgemeinen den Charakter des Gleichbleibens in periodischer Wiederholung hat, ist schon deshalb keine Vergewaltigung der Beiträge, weil sie für sie nicht die endgültige Form ist, sondern von ihnen als ein Durchgang angesehen werden kann, aus dem sie erst in die Welt des Buches, des schlechthin individuellen Seins und Geltens, eintreten. Die Zeitschrift ist im Gegensatz zum Buche mehr

Zivilisations- als Kulturprodukt, sie will, indem sie dem Leser das eigene Ertasten, Erringen und Erwählen der ihm zusagenden Lektüre zu ersparen gedenkt, mehr der Erleichterung als der Erhöhung des Lebens dienen, und macht daher nicht den Anspruch, als die definitive Gestalt ihres Inhalts angesehen zu werden. Schon aus diesem Grunde ist die von der Zeitschrift geübte Sozialisierung eine sehr bedingte und keineswegs vollständige. Anders verhält es sich mit einem späteren Gebilde: der Sammlung. Auch ihr ursprünglicher Sinn ist Erleichterung. Auch sie geht darauf aus, dem Menschen sein wesentliches Gut, die Wahl, heimlich zu entwenden, oder doch den Kreis der Dinge, aus denen gewählt wird, zu verengern: das von ihr Dargebotene soll ein ganzes Literaturgebiet vertreten. Aber wo die Zeitschrift diskret ist, da ist die Sammlung indiskret, wo die Zeitschrift sich zurückhält, da drängt die Sammlung sich ein. Die Sozialisierung, die sie betreibt, ist oft sehr weitgehend und zuweilen tyrannisch. Sie ist keine Durchgangsgestalt, sie beansprucht Endgültigkeit. Und sie verlangt von ihren Beiträgen Gemeinsamkeiten des Inhalts und der Methode. Sie ist eigentlich auch nur eine Zeitschrift, aber eine einseitige und despotische. Sie verhält sich zu jener, wie eine eintönige Fruchtschüssel zum Giardinetto. Die Zeitschrift bringt alle Formen, sie handelt von allen Dingen: damit erfüllt sie ihren Zweck. Sie stiehlt das Wählen, aber sie gibt es doch in einem gewissen Sinne wieder, indem sie auf einem schmalen Stück Erde Früchte aus allen Ländern des Lebens zur Wahl heranbringt. Die typische Sammlung hat eine Form, den Essay, und zu dieser Form ein Stoffgebiet: sie setzt sich aus Essays über Sachen und Menschen eines Stoffgebietes zusammen. Dieses Stoffgebiet pflegt ein traditionelles und vielfach behandeltes

zu sein. So ist denn gewöhnlich der Zweck der Sammlung geringer als der jedes einzelnen Buches, das in ihr steht, und dennoch will er ihnen allen gebieten, sie alle zusammenschließen, ihnen allen seinen Namen geben. Die Sammlung begnügt sich nicht Raum zu sein, wie die Zeitschrift, aber anderseits gelingt es ihr auch nicht, eine innerlich notwendige Einheitsform zu werden. Es gelingt ihr nicht, weil sie gewöhnlich nicht die Entfaltung und Gliederung einer Idee, sondern lediglich die selbst ideenlose Zusammenkoppelung von fremden ist. Diesem Schicksal der unzulänglichen Berechtigung vermögen auch *die* Sammlungen nicht zu entgehen, die ihr Stoffgebiet erweitern und darangehen, alle möglichen Erscheinungen darzustellen und sich mit allen möglichen Fragen auseinanderzusetzen. Diese wirken wie eine unmotivierte Zeitschrift: eine Zeitschrift ohne die Mannigfaltigkeit der Form. Sie könnten anders — nämlich wie eine konzentrierte Zeitschrift — wirken, wenn sie sich resolut in den Dienst irgend einer einheitlichen Tendenz stellen und sie vollkommener, als es einer Revue möglich ist, an den Erscheinungen und Fragen erweisen und bewähren wollten. Aber sie wollen tendenzlos sein und werden dadurch sinnlos.

Es gibt nur *eine* Art von Sammlungen, die, ohne sich einer Tendenz zu ergeben, aus sich selbst gerechtfertigt sind. Das sind die, die nichts anderes meinen als die auf Arbeitsteilung beruhende Verwirklichung einer einheitlich gedachten Problemstellung, d. i. einer Idee. Auch von ihnen hat jede *ein* Stoffgebiet, aber es ist kein traditionelles, in all seinen Grenzen gegebenes, ja fast schon in seinen allgemeinen Möglichkeiten erschöpftes, sondern ein neues, bisher nur hier und da erfaßtes, noch nicht abgezirkeltes, noch nicht von Bestimmungen und Bezeichnungen unterjochtes. Und darum

gewinnt hier der Essay seinen Sinn und seine Größe wieder: Seefahrer auf unbekannten Meeren zu sein.

Die Sammlungen, von denen ich spreche, sind die Entfaltung und Gliederung einer Idee, d. i. einer Problemstellung. Worauf sie ruhen, ist nicht so sehr das neue Stoffgebiet als vielmehr die neue Anschauungsweise. Das Stoffgebiet kann als mit einem alten, wohlbekannten identisch erscheinen: es ist umgeglüht und umgeschmolzen durch die neue Anschauungsweise. Sie ist es, aus der die Sammlung, aus der aber auch jedes einzelne Werk in ihr lebt und wächst. Ihr Betätigung an allen Erscheinungen zu gewähren, ist der Zweck der Sammlung. Sie an einer Erscheinung zu betätigen, ist der Zweck des einzelnen Werkes. Sammlung und Werke sind einig in ihrem Wollen. Keiner der Zwecke ist geringer als der andere: sie sind identisch.

Unterscheiden wir: Sammlungen des Betriebs und Sammlungen des Problems. Die ersten haben es mit dem Bestehenden zu tun, das längst schon eignen Bezirk und eigne Gestalt gefunden hat. Sie können nichts erzeugen, nichts wecken. Aber der Problemstellung wohnt die anregende Kraft inne: sie ruft zu neuem Schaffen auf. Sie braucht sich nur zu zeigen, um das Kinetische hervorzulocken.

Die Sammlung des Betriebs, die ohne Notwendigkeit dasteht, ist tyrannisch: sie preßt das ihr Überlegene in ihre engen Klammern. Dem Problem ist alle Tyrannei fremd. Es wirbt nur um die, die ihm angehören. Eine Idee, eine Anschauungsweise wird gemeiniglich von mehreren Menschen in einer Zeit gedacht, empfunden: diese sind es, die an ihrer Verwirklichung zusammen zu arbeiten haben. Ihr gemeinsames Erzeugnis kann wohl in die Gestalt einer Sammlung gefaßt werden.

Auch Arbeitsteilung ist Sozialisierung, und zwar eine tief berechtigte, wenn sie sich auf dem Prinzip der individuellen Berufung aufbaut. Von denen, die in einer Zeit eine Idee denken, eine Anschauungsweise empfinden, hat jeder eine spezifische Berufung, die ihn dazu treibt, die Idee, die Anschauungsweise an einem bestimmten, ihm „entsprechenden“ Gegenstande — oder auch an mehr als einem — zu realisieren. Auf der Grundlage dieser Berufung hat sich die Arbeitsteilung aufzubauen, deren Produkt die Sammlung ist.

So aufgefaßt, dient die Sammlung nicht mehr der Erleichterung des Lebens. Sie ist keine Bequemlichkeit für den lesenden Menschen. Sie stiehlt ihm aber auch seine Wahl nicht. Statt seinen Kreis zu verengern, erweitert sie ihn: um eine neue Anschauungsweise, um ein neues Stoffgebiet. Sie zeigt ihm eine neue Seite des Daseins, zeigt sie ihm an den verschiedenen Phänomenen seiner Umwelt und seiner Inwelt. Sie bereichert seine Wirklichkeit. Vielleicht trägt sie dazu bei, das Leben zu erschweren; weil sie den Menschen anstiftet, selbst auf Jagden und Entdeckungen in dem aufgeschlossenen Reiche auszuziehen. Gewiß aber dient sie der Erhöhung des Lebens, das heißt: sie dient der Kultur.

* * *

Das Dargelegte ist heute nur Aufgabe, nicht Wirklichkeit. Die Sammlung, die durch den vorliegenden Band eröffnet wird, vermißt sich nicht zu hoffen, daß es in ihr zur Wirklichkeit werden könnte. Sie will der Aufgabe nachstreben, — so gut es die Unzulänglichkeit der Kraft und die Schwierigkeiten des Weges gestatten. Das möge als ihr Berechtigungsnachweis gelten.

Das Problem, von dem sie beherrscht ist, ist das Problem

des Zwischenmenschlichen. Ihr Stoffgebiet ist das Zusammenleben von Menschen in allen seinen Formen, Gebilden und Aktionen. Die Anschauungsweise, die in ihr wirkt, ist die sozialpsychologische.

Das Zwischenmenschliche ist das, was zwischen den Menschen geschieht, woran sie als an einem unpersönlichen Prozesse teilnehmen, was der Einzelne wohl als sein Tun und Leiden erlebt, aber diesem nicht restlos zurechnen kann. Es kann nur als die Synthese des ineinander verschlungenen, aneinander Gegensatz und Ausgleich findenden Tuns und Leidens zweier oder mehrerer Menschen begriffen und analysiert werden. Zwei oder mehrere Menschen leben miteinander; das heißt: sie stehen zueinander in Wechselbeziehung, in Wechselwirkung. Jede Wechselbeziehung, Wechselwirkung zweier oder mehrerer Menschen kann Sozietät oder Gesellschaft genannt werden. Die Funktion der Sozietät ist das Soziale oder richtiger das Zwischenmenschliche.

Was ein Mensch als seinen eigenen Daseinskreis begreifen und analysieren kann, ohne die Existenz anderer zwecksetzender Wesen postulieren zu müssen, ist das Menschliche schlechthin oder das Individuelle. Es ist die Funktion des Einzelwesens. Das Problem des Zwischenmenschlichen ruht auf der Existenz verschieden gearteter zwecksetzender Einzelwesen, die miteinander leben und aufeinander wirken. Das Problem geht hinter die Tatsache der Individuation — des Vorhandenseins verschieden gearteter Einzelwesen — nicht zurück, es macht sie nicht selbst wieder zum Problem, es nimmt sie hin und baut sich auf ihr auf.

Das Zwischenmenschliche ereignet sich in bestimmten Formen und erzeugt bestimmte Gebilde. Die Formen des Zwischenmenschlichen sind die Über- und Unterordnungen,

die Kooperationen und Kontroperationen, die Gruppen, die Schichten, die Klassen, die Organisationen, alle natürlichen und normativen, wirtschaftlichen und kulturellen Arten des Zusammenschlusses. Die Gebilde des Zwischenmenschlichen sind die objektiven Äußerungen menschlicher Kollektivität, die Werte, die Elemente geistiger und ökonomischer Mittlung, die sachlichen Träger der Produktion, die Gemeinsamkeitsschöpfungen der Kultur, alle Erzeugnisse des Zusammenschlusses. Formen und Gebilde machen die Statik des Zwischenmenschlichen aus. Hierzu kommen die nicht in festem Nebeneinander darstellbaren, sondern sich in der Zeit entfaltenden Aktionen, Wandlungen und Umwälzungen des gesellschaftlichen Lebens, die die Dynamik des Zwischenmenschlichen bedeuten.

Die Soziologie ist die Wissenschaft von den Formen des Zwischenmenschlichen. Die Gebilde des Zwischenmenschlichen werden von der Ethik, der Nationalökonomik, der Staatslehre, der Rechtsphilosophie usw. behandelt. Die Aktionen des Zwischenmenschlichen sind Gegenstand der Geschichtswissenschaft: der Wirtschaftsgeschichte, der Sozialgeschichte, der Kulturgeschichte.

Alle diese Disziplinen können des Psychologischen nicht entraten, wenn sie sich von den Wurzeln des erlebten Lebens nicht völlig ablösen wollen: außerhalb ihrer Sphäre aber erhebt sich erst das eigentliche psychologische Problem des Zwischenmenschlichen und verlangt nach gesonderter Betrachtung und Behandlung. Soziale Formen, Gebilde und Aktionen sind der Ausdruck und der Ursprung seelischer Vorgänge und wollen in Beziehung zu diesen untersucht werden. Bleibt man bei ihrem Außenbilde, bei ihrer Struktur, bei ihren Zusammenhängen, bei ihrer Ursächlichkeit stehen, so ist das Wesen der Gesellschaft noch durchaus unerschlossen.

Erst wenn man sie als das Erlebnis von Seelen erfaßt, dringt man zu ihrem Bestande vor.

Aus Empfindungen und Willensregungen entsteht das Soziale und löst neue Empfindungen und Willensregungen aus. Es verläuft in seelischem Kreise und ist auf seinen Sinn hin betrachtet nichts als Seele. Was zwischen den Menschen geschieht, geschieht zwischen Komplexen psychischer Elemente und ist nur so verständlich. Die sozialen Formen haben darin ihre letzte Bedeutung, daß sie Menschenseelen einander angleichen und voneinander abheben. Die sozialen Gebilde sind gleichsam Aufspeicherungen von Seelenkraft vieler Menschen, die in viele Seelen fallen und in ihnen zu persönlichem Inhalte werden. Die sozialen Aktionen sind wesentlich Umgestaltungen des Seelenlebens in Rhythmus, Tempo und Intensität der Äußerung. So ist das Problem des Zwischenmenschlichen im Grunde das sozialpsychologische Problem. Sein Gegenstand ist das Soziale, als psychischer Prozeß angesehen.

Welches ist das Subjekt dieses Prozesses? Wo ist das Ich, das ihn erlebt? Worin ruht das Recht, ihn aus dem Gebiete der Individualpsychologie herauszulösen?

Selbstverständlich gibt es keine Sozialseele, die sich über den Einzelseelen erhöbe. Selbstverständlich geht auch das Sozialpsychische in den psychischen Komplexen vor, die wir Individuen nennen. Um dieser Tatsache gegenüber die Berechtigung der Sonderabgrenzung zu motivieren, pflegt man ein genetisches oder methodologisches Moment zu betonen: daß die hier in Betracht kommenden psychischen Vorgänge erst dann möglich sind, wenn das Individuum sich im Zustande der Vergesellschaftung befindet, und daß sie nur an diesem Zustande beobachtet werden können. Bedeutsamer

jedoch ist ein anderes. Wohl spielt sich der sozialpsychische Prozeß nur in den Einzelwesen ab; aber doch nicht der ganze in jedem Einzelwesen. Er besteht nicht aus vielen gleichartigen Geschehnissen, deren jedes eine Menschenseele zum Subjekte hätte. Vielmehr schließt er sich aus verschiedenartigen zusammen, die miteinander erst ihn ausmachen, die einander zu ihm ergänzen, deren Beziehung, Wechselwirkung und Gemeinschaft eben das Zwischenmenschliche ist. Der Einzelne erlebt in sich nicht etwa ein Exemplar, sondern einen Teil des Prozesses. Häufig wird dieses Grundverhältnis dadurch verdunkelt, daß die Verschiedenheiten nicht durch Individuen, sondern ihrerseits wieder durch Gruppen repräsentiert werden, innerhalb deren aber für die schärfere Beobachtung eine neue und feinere Differenzierung waltet. Zuweilen wird es fast unmerklich, wie bei gewissen Massenphänomenen. In polaren Relationen, wie z. B. in der Relation Mann—Frau, ist es völlig offenbar. Es konstituiert mehr als irgend ein anderes Moment die Eigenberechtigung des Gebietes.

Das sozialpsychologische Problem kann auf zwei verschiedene Arten behandelt und betrachtet werden. Entweder es sind die verschiedenen Grundformen des sozialpsychischen Prozesses, also, um eine gebräuchliche Einteilung anzuwenden, die sozialen Vorstellungen, Gefühle und Begehrungen systematisch zu ordnen und zu analysieren. Die zergliedernde Sozialpsychologie, zu der man auf diesem Wege kommt, kann naturgemäß nur das Werk eines Einzelnen sein. Oder aber es sind die verschiedenen Formen, Gebilde und Aktionen des Zwischenmenschlichen darzustellen und an ihnen allen das Wesen des sozialpsychischen Prozesses zu erweisen. Da sie den verschiedensten Reichen des Lebens zugehören, bietet

sich zu ihrer Gesamtdarstellung die kooperative Sammlung als die angemessene Form gleichsam von selbst dar. Wenn sie gelingt, darf sie wohl als eine Vorarbeit zu einer beschreibenden Sozialpsychologie gelten.

* * *

Ich habe versucht und versuche, die Berufenen zur Mitarbeit heranzuziehen, Sozialpsychologen, Vertreter dieser Anschauungsweise in den einzelnen Disziplinen, Vertreter der Lebensgebiete selbst, die die Macht der Erfahrung zur Psychologie des Zwischenmenschlichen geführt hat. Ich war und bin bestrebt, die Sammlung auf dem Prinzip der individuellen Berufung aufzubauen. Berufene denken und arbeiten selbständig und lassen sich gewöhnlich wenig oder nichts dreinreden. So wird dieses Unternehmen wohl nicht sehr einheitlich und die einzelnen Arbeiten oft recht subjektiv erscheinen. Aber das Problem wird, so hoffe ich, daran nur gewinnen, daß es von so verschiedenen und so unabhängigen Augen betrachtet wird. Und gibt es im Grunde eine höhere Wahrheit als die, die der Einzelne über seine Beziehung zu den Dingen bekennt?

DR. MARTIN BUBER.

DAS PROLETARIAT

VON

WERNER SOMBART

„Lungi dal proprio ramo
Povera foglia frale
Dove vai tu? — Dal faggio
Là dov'io nacqui, mi divise il vento.
Esso, tornando, a volo
Dal bosco alla campagna
Dalla valle mi porta alla montagna
Seco perpetuamente.
Vo pellegrina, e tutto l'altro ignoro."

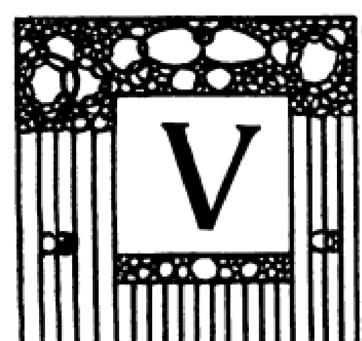


ROLETARIAT NENNEN WIR DIE-jenige soziale Klasse in unseren modernen Gesellschaften, die aus den besitzlosen Lohnarbeitern besteht, das heißt also aus denjenigen Bevölkerungselementen, die (weil sie keine Mittel haben, um sich wirtschaftlich selbständig zu machen), genötigt sind, auf dem Wege des freien Lohnvertrages ihre Arbeitskraft gegen Entgelt einem kapitalistischen Unternehmer zeitweilig zur Nutzung zu überlassen. Ihre Existenz setzt also das kapitalistische Wirtschaftssystem voraus, das in seiner neuen Gestalt seit dem Ausgange des Mittelalters sich unaufhaltsam über Europa, Amerika, Australien und einen Teil von Asien und Afrika verbreitet hat. Dessen Eigenart zu schildern, gehört nicht hierher. Der Leser findet, wenn er sichüber das Wesen dieses Wirtschaftssystems näher unterrichten will, den gewünschten Aufschluß in meinem Werke: Der moderne Kapitalismus. 2 Bde. Leipzig 1902. Hier müssen zu seiner Kennzeichnung folgende wenige Andeutungen genügen: der Kapitalismus ist ein der modernen Geschichte angehörendes Wirtschaftssystem, dessen Eigenart darin besteht, daß in ihm alle wirtschaftlichen Vorgänge dem obersten Zwecke, eine Geldsumme (das Kapital) zu vermehren, untergeordnet sind. Die leitenden Wirtschaftssubjekte, die kapitalistischen Unternehmer, sind die Verwalter jener nach Verwertung strebenden Geldsummen. Sie sind die Beauftragten der Kapitalsmacht, die wie das Schicksal über ihnen waltet und

ihnen weniger Freiheit des Handelns läßt als der Dampf der Lokomotive, die er auf der Schienenstraße vorwärts treibt. Den ihnen gestellten Auftrag erfüllen sie in der Weise, daß sie möglichst viele Arbeiter in ihren Dienst nehmen und durch möglichst geringen Entgelt der von diesen geleisteten Arbeit einerseits, durch möglichst vorteilhafte Verwertung der von ihnen erzeugten Waren andererseits Gewinn zu machen trachten.

Uns interessieren hier nur die Objekte dieses Wirtschaftssystems, eben jene besitzlosen Lohnarbeiter. Von ihrer Wesenheit wollen wir uns eine Vorstellung zu verschaffen suchen. Und zwar soll diese Vorstellung sich auf die generelle Besonderheit dieser Bevölkerungsschicht richten. Wir sind uns also bewußt, daß es zwar vielerlei Varianten innerhalb des Proletariats gibt: daß dies aus Männern, Weibern und Kindern besteht; aus hochgelohnten und elend bezahlten Arbeitern; daß sich in ihm Gruppen unterscheiden lassen, je nach der Sphäre des Kapitalismus, in der sie hausen: ländliches Proletariat, industrielles, kommerzielles Proletariat; daß sich von Nation zu Nation verschiedene Typen nachweisen lassen; daß im Ablauf der Zeiten das Proletariat entscheidende Wandlungen in seiner Zusammensetzung ebenso wie in seiner Artbeschaffenheit erfährt. Aber das alles soll uns nicht anfechten, soll uns von der Erreichung des gesteckten Zieles nicht abbringen. Und dieses Ziel ist: die Erkenntnis der Wesenheit des Proletariats als Ganzen: in ihrem Unterschied von der Wesenheit anderer Bevölkerungsgruppen.

Dazu gehört vor allem, daß wir uns eine Vorstellung von seiner Größe und somit seiner quantitativen Bedeutung innerhalb der modernen Gesellschaft zu verschaffen suchen.



VOLLBLUTPROLETARIER sind alle diejenigen Lohnarbeiter, die in rein- — gleichgültig: ob klein- oder groß- — kapitalistischen Unternehmungen beschäftigt sind. Bei welcher Betriebsgröße man diese anfangen lassen will, ist freilich zweifelhaft. Man wird einen Spielraum lassen und sich mit Höchst- und Mindestziffern begnügen müssen. Sicher kapitalistisch sind alle Unternehmungen, in deren Betrieben mehr als 20 Personen beschäftigt sind. In solchen Betrieben ermittelte (1895) die deutsche Gewerbestatistik — also in Industrie, Handel und Verkehr — 265317 Angestellte und 3656254 Arbeiter, zusammen 3921571 Personen. Will man hiervon 21571 Angestellte bourgeoisoiden Charakters in Abzug bringen, so ergäben sich 3,9 Millionen rein proletarische Existenzen, wobei allerdings die Staats- und Gemeindearbeiter den übrigen Lohnarbeitern gleichgestellt sind. Wollte man auch diese noch abrechnen, so blieben etwa $3^1/_2$ Millionen einwandsfreier Vollblutproletarier übrig, die mit ihren Angehörigen 13 bis 14% der Gesamtbevölkerung ausmachen würden. Zu diesen sind nun aber noch die Arbeiter hinzuzuzählen, die in landwirtschaftlich-kapitalistischen Unternehmungen beschäftigt sind. Wie viele das sind, entzieht sich jeder Schätzung. Ich will einmal annehmen etwa $^1/_3$ der landwirtschaftlichen Arbeiter — rund $1^1/_2$ Millionen. Das wären insgesamt rund 5 Millionen oder, einschließlich der Angehörigen, etwa ein Fünftel der Gesamtbevölkerung. Nun gehören aber sicher auch viele „gewerbliche" Betriebe unter 20 Personen zu kapitalistischen Unternehmungen. In solchen mit 6 bis 20 Personen, die wohl

größtenteils noch in Frage kommen, waren (1895) 126220 Angestellte und 1224006 Arbeiter, zusammen 1350226 Personen gegen Lohn beschäftigt. Will man diesen etwa noch rund 650000 landwirtschaftliche Arbeiter zurechnen, so ergäben sich rund 2000000, die die Ziffer jener zweifellosen Vollblutproletarier auf 7000000 erhöhen würden. Von der Gesamtbevölkerung würden es dann etwa $33^1/_3$% sein, so daß man sagen kann: die Klasse des echten Proletariats macht von der Gesamtbevölkerung ein Drittel bis ein Fünftel aus. Und sicher sind diese Bestandteile der Bevölkerung so gut wie ganz ein Erzeugnis des letzten Jahrhunderts. Ein Fünftel bis ein Drittel heute! Während Marx schon im Jahre 1847 meinte: „Die proletarische Bewegung ist die selbständige Bewegung der ungeheueren Mehrzahl im Interesse der ungeheueren Mehrzahl." Das war wohl zu jener Zeit, selbst für die westeuropäischen Länder, eine „ungeheuere" Übertreibung, wenigstens wenn man das Proletariat in seinem strikten Verstande faßt, wie es Marx doch tat.

Ganz anders natürlich gestaltet sich das Bild, sobald man jenen Vollblutproletariern das zahllose Halbblut zuzählt. Darunter verstehe ich alle, sagen wir einmal: Habenichtse, die besitzlose Bevölkerung, il popolino, den peuple in jenem umfassenderen Sinne, wie ihn Louis Blanc wohl nicht meinte, aber doch in Wirklichkeit bezeichnete, wenn er diejenigen Bürger darunter verstand, qui ne possédant pas de capital dépendent d'autrui complètement, einschließlich der ganz winzigen, wir sagen richtig proletarischen, Existenzen unter den „selbständigen" Landwirten und Gewerbetreibenden.

Indem ich die bereits gezählten Vollblutproletarier noch

einmal mit berücksichtige, ergibt sich aus den Ziffern der Berufs- und Gewerbezählung von 1895 folgende Rechnung der proletarischen und proletaroiden Existenzen in Deutschland:

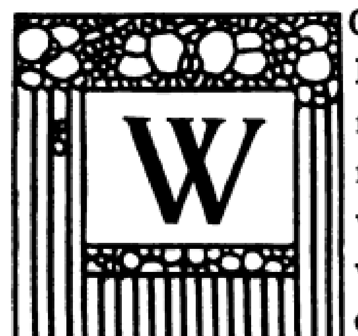
1. Alle gegen Lohn beschäftigten Personen in Industrie, Handel, Verkehr und Landwirtschaft, einschließlich der Angestellten . .	13 438 377
deren Angehörige	12 327 571
2. Lohnarbeit wechselnder Art, häusliche Dienste etc.	432 491
deren Angehörige	453 041
3. Alle Unterbeamten (die c-Personen der Gruppe E der Berufszählung) einschließlich der Unteroffiziere und Gemeinen des Heeres	769 822
deren Angehörige	270 249
4. Dienstboten	1 339 316
5. Alleinmeister im Gewerbe	1 035 580
deren Angehörige	1 671 468
6. Einzelselbständige („Betriebe mit 1 Person") in der Hausindustrie	232 033
deren Angehörige	258 232
7. Einzelselbständige („Betriebe mit 1 Person") in Handel und Verkehr	453 805
deren Angehörige	791 372
8. Landwirte mit einer Wirtschaftsfläche von weniger als 2 ha	525 297
deren Angehörige	1 107 659
Insges.: „niederes Volk", „arbeitende Bevölkerung"	35 106 313

oder 67,5 Prozent, etwas über zwei Drittel der Gesamtbevölkerung.

Das ist zwar immer noch nicht die „ungeheuere“, aber doch die große Mehrzahl der Bevölkerung: etwa der Zuschuß, den das neunzehnte Jahrhundert Deutschland an Einwohnern gebracht hat, zumal wenn wir die in jener Ziffer mitgezählten bourgeoisoiden Existenzen (höhere Angestellte etc.) und die vielleicht noch darin enthaltenen kleinbürgerlichen Elemente wiederum in Abzug bringen.

Wir hätten übrigens müheloser zu annähernd denselben Ziffern gelangen können, wenn wir uns der Einkommenstatistik als Führerin anvertraut hätten. Jene 35 Millionen sind nämlich ungefähr diejenigen Personen, die weniger als 900 Mark Einkommen beziehen. Im Jahre 1895/96 waren das in Preußen 21 165 032 oder 68,7% der Gesamtbevölkerung.

Das Zahlenverhältnis, das sich für Deutschland ergibt, ist annähernd in allen Ländern mit kapitalistischer Kultur das selbe. Zweifellos ist die Tatsache, daß die echt proletarischen Existenzen (in dem hier gebrauchten technischen Sinne) immer zahlreicher werden, in dem Maße, als sich das kapitalistische Wirtschaftssystem noch breiter ausdehnt. Die Masse des Proletariats ist aber schon heute so groß, daß die Eigenart seiner Existenz, vor allem auch die Gestaltung der proletarischen Psyche für den Charakter der ganzen Gesellschaft immer mehr eine entscheidende Bedeutung bekommt. Soziologen und Kulturphilosophen haben also ein wachsendes Interesse, Einblick in die proletarische Welt zu gewinnen. Hier wird ein erster Versuch unternommen, diesen Einblick zu gewähren, das heißt die Eigenart der Existenz des Proletariats und seiner Geistesverfassung aus einem einheitlichen Gesichtspunkte heraus zu schildern.



OLLEN wir erfahren, wes Geistes Kind der Proletarier ist, so werden wir am besten nachschauen, was er nicht ist. Was er nicht ist, erfahren wir aber ehestens, wenn wir herausfinden, was er nicht mehr ist, will sagen: was er im Lauf der Zeiten und durch die Herausbildung der ihm eigenen Lebensbedingungen verloren hat. (Warum er es verloren hat, warum er überhaupt den eigentümlichen Entwicklungsgang durchmacht, das zu erörtern ist Aufgabe einer Theorie des Kapitalismus und kann hier immer nur andeutungsweise zur Sprache gebracht werden.) Da steht denn nun wohl in allererster Linie die ungeheuere Tatsache, daß das Proletariat ein typischer Vertreter jener Menschenart ist, die keinerlei Beziehungen — weder innere noch äußere — zur Natur, da Gott den Menschen schuf hinein, mehr hat. Wenigstens dort nicht, wo der Kapitalismus die Bevölkerung in Großstädte und Industriezentren gezogen hat, wo also das spezifische Gewächs des Proletariats erst zur rechten Entfaltung kommt. Das Arbeiterkind weiß nichts mehr von den heimlichen Reizen, die die Natur dem Hirtenbuben in tausendfachen Weisen bietet. Es kennt nicht mehr den Sang der Vögel, es hat nie ein Vogelnest ausgenommen. Es weiß nicht, was der Flug der Wolken am Himmel bedeutet, es vernimmt nicht mehr die Stimme des Sturmes oder des Donners. Es wächst nicht mehr mit den Tieren des Feldes auf und kennt ihre Gewohnheiten nicht mehr. Das Instinktmäßig-Sichere des Daseins geht ihm verloren. Wo der Landmensch natürlichen Rat weiß, in tausend Wechselfällen des urwüchsigen Daseins, versagt das Urteil des Sohnes der Fabriken oder der Warenhäuser. Was er nicht

in der Schule „gehabt“ hat oder aus Büchern gelernt hat, das weiß er nicht, — von den schlechten Gewohnheiten abgesehen, die er auf den Straßen im Verkehr mit seinesgleichen aufgreift. So kommt ihm auch alle Fühlung mit der Natur abhanden. Der Rhythmus seines Lebens wird nicht mehr bestimmt durch die ewigen Naturerscheinungen: Tag — Nacht, Sommer — Winter. Der Rhythmus seines Lebens wird ein künstlicher, wenn sein Leben nicht schließlich allen Rythmus entbehrt und in öder Monotonie dahinrinnt. Er lebt ein künstliches Leben, das nicht mehr das urwüchsige Dasein ist, sondern eine komplizierte Kombination von Schulunterricht, Taschenuhren, Zeitungen, Regenschirmen, Büchern, Kanalisation, Politik und elektrischem Lichte.

Aber was dem Proletarier abhanden kommt, ist nicht nur jene allgemeine Natürlichkeit. Es sind vor allem auch die besonderen Beziehungen zu einer bestimmten Natur: zu der, in der er als Kind gespielt, wo er seine Eltern begraben, seine Liebste gefreit, seinen Herd begründet hat: zu seiner Heimat. „Der Proletarier hat kein Vaterland“ — richtiger: er hat keine Heimat, in der er wurzelte, in die seine Gedanken und Erinnerungen immer wieder zurückkehrten, die ihm ihr eigenartiges Wesen eingeprägt hätte. Darum fehlen ihm auch alle die weichen, irrationalen, sentimentalen Züge, die wir in anderen Bevölkerungsgruppen so häufig antreffen.

Der Proletarier hat keine Heimat. Oder soll er sich „heimisch“ fühlen in der öden Vorstadtstraße, vier Treppen hoch, im Hof? Oder in einer rauchigen, stickigen Industriestadt, in die ihn der Kapitalismus mit einem ganzen Haufen seinesgleichen wahllos zusammengepfercht hat;

nicht zusammengepfercht, der Ausdruck erinnert an die Pferche, in denen Herden leben: zusammengeworfen hat, wie einen Haufen Chausseesteine. Ist eine „Stube“, in der eine ganze Familie, Wand an Wand mit hunderten anderer Familien haust, eine Heimat? Und doch lehrt uns die Wohnungsstatistik, daß die Hälfte der großstädtischen Bevölkerung und mehr, also gewiß drei Viertel der Lohnarbeiterschaft nicht mehr als einen Wohnraum zu ihrer Verfügung hat, „die Stube“. Und selbst diesen Kubus, der kaum noch den Namen Wohnung verdient (wir werden ihn noch genauer kennen lernen), dessen Enge und Öde und Fülle alle Gedanken an „Wohnlichkeit“, an Behaglichkeit, an Traulichkeit ausschließen, in dem nicht ein paar Blumentöpfe Platz haben, die das Auge erfreuen könnten, selbst diesen Kubus hat der Proletarier nie für längere Zeit inne. Vielmehr zieht er beständig aus einer „Wohnung“ in die andere, sei es, weil er mit dem Hauswirt sich gezankt, sei es, daß er seine Arbeitsstätte gewechselt hat. In einer Stadt wie Breslau wechseln etwa 200 000 Personen alljährlich ihre Wohnung; natürlich sind das größtenteils Angehörige des Proletariats.

Und wie er von Stube zu Stube innerhalb des selben Wohnorts zieht, so auch von Stadt zu Stadt, von Land zu Land: wohin ihn gerade die „Konjunktur“, der Arbeiter heischende Kapitalismus, ruft. Die Bevölkerung unserer Kulturländer, dank vor allem der Unstetigkeit des Proletariats, ist in einer fortwährenden Bewegung begriffen. In den großen Städten kommen jährlich Hunderttausende von Zuzüglern an (in Berlin 2—300 000) und ein guter Teil zieht wieder ab. Ganze Provinzen wandern in andere Teile

des Reichs, der Arbeitsgelegenheit nach: die Schlesier gehen während der Sommers- und Herbstzeit als Sachsengänger nach dem Westen, Galizier, Polen füllen ihre freigewordenen Plätze aus. Italiener bauen unsere Eisenbahnen, bauen die Häuser in Zürich oder Marseille. Kehren diese Wanderarbeiter nun wohl regelmäßig in ihre „Heimat" zurück (von der sie doch schon durch den beständigen Wechsel innerlich losgelöst werden), so ziehen Millionen von Arbeitern jährlich auf immer aus ihrem Heimatdorfe aus, um anderswo sich ihren Unterhalt zu suchen. Jahrhunderte alte Siedlungsverhältnisse werden dadurch über den Haufen geworfen: die Nationalitäten, die getrennt gelebt hatten, werden durcheinander gewürfelt: die Tschechen nehmen die alten deutschen Länder in Böhmen, in Niederösterreich in Besitz, Polen setzen sich in Westfalen fest, ein wahres Völkergemisch bedeckt die noch unbesiedelten oder dünnbevölkerten Länder, wie Nordamerika, in dem im letzten Jahre mehr als eine Million Einwanderer gelandet sind, zum größten Teil Russen, Österreicher, Italiener.

„Der Proletarier hat kein Vaterland." Heimatlos, rastlos wird er auf der Erde umhergetrieben. Und wie er alle herzlichen Beziehungen zu seiner Heimat missen muß, weil er keine Heimat hat, so verliert er auch alle lokale Färbung, die die Bodenständigkeit mit sich bringt. Seine Heimat ist die Welt. Er ist ein Allerweltsmensch. Er hat den Erdgeruch verloren, er hat die Konkretheit eingebüßt. Kaum dass er noch die besondere Sprache bewahrt. Und auch diese verliert er in einer Völkermühle, wie es die Vereinigten Staaten von Amerika sind. Hier fallen die ganz und gar besonderen Völkerschaften in den großen Mahltrichter hinein und kommen unten — das

heißt nach wenigen Jahrzehnten — als die völlig gleichförmige Masse, die auch nur eine Sprache noch spricht, heraus; dieselben Anschauungen, dieselben Moden, dieselben Lieder, wo ehedem tausendfältige Mannigfaltigkeit herrschte.

Und noch ein letztes Band, das den Menschen mit einer konkreten Güterwelt verknüpfte, löst sich beim Proletarier auf: der individuelle Besitz. Es ist ein Phänomen, das man nur mit tiefer Ergriffenheit beobachten kann, daß heute die große Masse der Bevölkerung im Grunde nichts mehr ihr eigen nennt. Auch die Ärmsten hatten doch in früherer Zeit ein Fetzchen Land, ein Häuschen, ein paar Tiere zu eigen besessen, eine Kleinigkeit, an die sie aber ihr ganzes Herz hängen konnten. Der Proletarier von heute — wenigstens die große Masse — hat von alledem nichts mehr. Ein Handkarren trägt alles Hab und Gut fort, wenn eine Arbeiterfamilie umzieht. Ein Haufen alten Gerümpels ist alles, womit sie ihr individuelles Dasein zu ergänzen imstande ist.


SIND für den Proletarier die Jahrtausende alten Beziehungen zwischen Mensch und Natur, zwischen Mensch und Güterwelt, auf denen bisher sich alle Kultur aufgebaut hatte, so gut wie nicht mehr vorhanden, so ist es ihm mit den altehrwürdigen Beziehungen von Mensch zu Mensch nicht besser ergangen. Zerstört durch den eisernen Fuß des Kapitalismus sind alle jene Gemeinschaften, die den Menschen der früheren Zeit, vor allem den Durchschnittsmenschen der großen Masse, zwar banden, aber auch hielten, stützten,

wirtschaftlich und moralisch. Der Proletarier weiß ebensowenig von einer Dorf- und Geschlechtergemeinschaft wie von einer Familiengemeinschaft, ebensowenig von einer Berufsgemeinschaft wie von einer Arbeitsgemeinschaft. Er ist vereinzelt, vereinsamt, mit seinen Genossen nicht enger verbunden als das einzelne Sandkorn mit dem andern im großen Sandhaufen. Wie ein vom Baume gewehtes Blatt, das der Wind über die Fluren treibt.

* * *

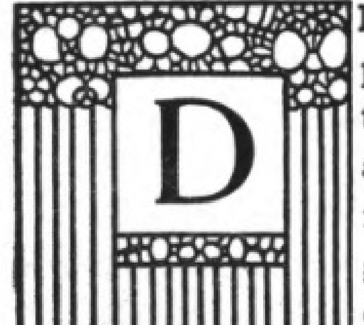
Im Dorfe, aber auch noch in der kleinen Stadt, sind alle Einwohner durch gemeinsame Interessen miteinander verknüpft. Zwar schimpfen sie weidlich, der eine über den andern, aber sie fühlen sich im Grunde doch als zueinander gehörig, stehen sich wohl auch in Not und Trübsal gern einmal bei. In dem engen Kreise ihrer besonderen Sitten und Gebräuche, in denen Generationen auf Generationen erzogen sind, wandelt der Einzelne stets in sicherem Schutze, wie zwischen Mauern und Gräben, die alle Angriffe von außen abhalten. Von der Geburt bis zum Grabe begleitet ihn die Gemeinschaft mit ihrer Teilnahme, weist sie ihm den Weg, den er zu gehen hat. Die Lieder, die er singt, die Feste, die er feiert, die Götter, zu denen er betet, die Feinde, die er bekämpft, die Trachten, die er trägt: alles schreibt ihm die Gemeinschaft vor, in der er lebt. Sie denkt für ihn, sie wacht über ihn, daß er nicht strauchelt und nicht abweicht vom rechten Wege. Sie begleitet ihn auf seinen Wanderungen in die Fremde, wenigstens im Geiste, denn wo er steht und geht, verfolgen ihn die Anschauungen, die Gewohnheiten und Gepflogenheiten, die ihm von Kindheit an wie schon seinem Vater und seinem Großvater als etwas Selbst-

verständliches eingepflanzt worden sind. Die Erinnerungen seiner Kindheit folgen ihm, die tausend nachbarschaftlichen und verwandtschaftlichen Bande umschlingen ihn, wo auch immer er weilen mag.

Von dem allen weiß der Proletarier nichts. Wie er keine Heimat im natürlichen Sinne hat, keinen Ort, nach dem er Heimweh empfindet, so hat er auch keine Heimat in diesem sozialen Sinne: keine Gemeinschaft benachbarter Leute, an die er mit seinem Denken und Fühlen gebunden wäre. Er hat keine besonderen Sitten, wie er keine besonderen Trachten hat, keine landschaftlichen Lieder und keine landschaftlichen Speisen; alle seine Sitten und Gebräuche sind Allerweltssitten und Allerweltsgebräuche: auch hierin ist er der echte Allerweltssohn der neuen Zeit.

Er kennt auch nicht das Band der Sippe, der großen verwandtschaftlichen Gruppe, das die bäuerliche Bevölkerung meist zu engeren Gemeinschaften zusammenschließt. Alle die Abhängigkeits- und Autoritätsbeziehungen, wie sie in den großen Bauernfamilien zwischen alt und jung erwachsen, sind ihm fremd mitsamt dem Sicherheits- und Zugehörigkeitsgefühl, das jene Beziehungen in allen Angehörigen wecken.

Aber noch viel bedeutsamer, noch viel mehr seine Eigenart bestimmend ist die Tatsache, daß für den Proletarier auch der engste Familienverband, die Individualfamilie, wie sie noch heute in allen bürgerlichen Kreisen die Grundlage des Daseins bildet, an bindender Kraft verliert, so sehr, daß schließlich auch diese Gemeinschaft für ihn überhaupt verschwindet. Diese Erscheinung ist von so überragender Bedeutung, daß wir sie näher betrachten müssen.



IE Familie, wie sie in dem westeuropäischen Kulturkreise im Laufe der Jahrtausende von Bauerntum und Bürgertum ausgebildet worden ist, bedeutet eine dreifache Gemeinschaft: eine Ernährungsgemeinschaft, eine Wohngemeinschaft und eine Erziehungs- oder Lebensgemeinschaft.

Eine Ernährungsgemeinschaft. In ihrer älteren Form als Bauernfamilie ist sie noch Produktions- und Konsumtionswirtschaft in einem. Das Anwesen, das die Kleinbauernfamilie — Mann, Frau und deren Kinder mindestens bis zum mündigen Alter — bewirtschaftet, ist groß genug, um den Familiengliedern Unterhalt und Arbeit zu gewähren. Diese ist organisiert entsprechend den natürlichen Qualitäten der einzelnen Familienangehörigen. Daß die Ernährungsgemeinschaft daneben Konsumtionswirtschaft ist, versteht sich von selbst. Die in der eigenen Wirtschaft gewonnenen Produkte werden größtenteils in der eigenen Wirtschaft weiter verarbeitet und zum Verzehr gebracht. Von dieser vollen Ernährungsgemeinschaft enthält die bürgerliche Familie — groß wie kleinbürgerliche — nur noch einen Teil: Die Produktionswirtschaft schrumpft zusammen in dem Maße, wie das Feld, die Viehweide, der Garten fortfallen. Nach und nach — unter dem Einfluß der modernen wirtschaftlichen und technischen Entwicklung — wird die eigene Gewinnung der Lebensmittel, wird das Hausschlachten, wird das „Einmachen" usw. eingestellt, es fällt das Spinnen und Weben im eigenen Hause fort, ihm folgt das Lichteziehen, das Seifekochen, das Backen, das Waschen, das Schneidern in den großstädtischen Familien. Aber immer noch bleibt ein Wahrzeichen der bürgerlichen Familie, „der eigene Herd", an dem die Speisen

zu gemeinsamem Genusse zubereitet werden. Noch ist die Hausfrau stolz auf die ihrer Küche eigenen Gerichte — und wäre es auch nur der Kaffee, den sie nach eigenem Rezept bereitet, oder die „Busserln", die sie auf besonders leckere Art zutage fördert, — noch gilt die „Hausmannskost", gelten die schlecht und recht im eigenen Hause erzeugten Speisen dem bürgerlichen Familienvater mehr als der „Wirtshausfraß", noch vereinigen die zu bestimmten Stunden gemeinsam eingenommenen Mahlzeiten die Glieder der Familie um denselben Tisch, bilden sie recht eigentlich den Rhythmus, in dem sich das tägliche Leben der großen Masse abspielt.

Man mag über diese stark materielle Basis, auf der die Familie bisher geruht hat, spotten, man mag sie für unvereinbar halten mit dem Ideal, das man selbst von Ehe und Familiengemeinschaft hat, aber man soll ihre große Bedeutung nicht unterschätzen, die sie zweifellos bisher für den Gang der gesamten Kulturentwicklung gehabt hat. Sie ist es ganz gewiß vor allem, die der Familiengemeinschaft die Festigkeit und Ständigkeit verliehen hat. Sie ist es, die einen der größten Anziehungspunkte für Mann und Frau gebildet hat, auf dem in den allermeisten Fällen die wichtigsten Beziehungen zwischen den einzelnen Familiengliedern ruhen. Sie ist es, die Ordnung in das Leben der großen Masse bringt, die das Zusammengehörigkeitsgefühl in der kleinen Gruppe stärkt. Die gemeinsam eingenommene Mahlzeit ist das erste Wahrzeichen einer beginnenden Gesittung. Sie trennt den „Wilden", der noch zu beliebiger Zeit einzeln seinen Hunger stillt, wie ihn der Trieb dazu ankommt, von dem „Kulturmenschen", wie wir ihn bis heute gekannt haben.

Und dann ist die Familie eine Wohngemeinschaft. Die eng verbundenen Verwandten „hausen“ zusammen in einer ihren natürlichen Bedürfnissen sowie den Anforderungen des Anstandes und des Behagens gemäßen Weise. Die einzelnen Räume des Hauses bilden ihrer Bestimmung nach ein organisch gegliedertes Ganze. Dem ehelichen Schlafgemach entsprechen die Schlafkammern der kleinen Kinder, der heranwachsenden Buben und Mädchen, der erwachsenen Söhne und Töchter; dem Arbeitszimmer des Hausherrn die Gemächer der Frau; den Stuben der einzelnen Familienmitglieder die Räume für die gemeinsamen Mahlzeiten, oder für die Stunden gemeinsamen Genusses.

Alle Gefühle, die wir bisher für gut und wertvoll gehalten haben, sind dieser Wohngemeinschaft, „der Häuslichkeit“, entsprungen. In ihr wurzeln alle Erlebnisse, von der Geburt bis zum Tode. Die Wiege und der Sarg stehen in denselben Räumen, in denen wir im heimlichen Winkel am Ofen den Erzählungen der Großmutter lauschten, in denen wir Verstecken gespielt haben, in denen wir um den Weihnachtsbaum gejubelt haben. Aber auch alle ernsten Erinnerungen führen uns in die elterliche Wohnung zurück, alle Sorgen um das kranke Kind, alle Kämpfe und Leiden, die wir im Leben auszufechten haben, sind letzlich in die Stuben und Möbel verwoben, die uns umgeben. Hier ist das „Heiligtum“, „das süßer Dämmerschein durchwebt“, hier steht der lederne Sessel, „der die Vorwelt schon in Freud und Schmerz in seinem Arm empfangen“.

„Wie oft ach! hat an diesem Vätertron
Schon eine Schar von Kindern rings gehangen!“

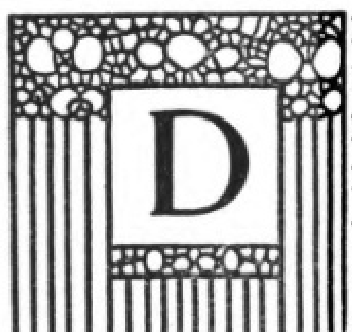
Man muß unwillkürlich daran denken, was Goethe geworden wäre ohne das Frankfurter Haus — etwa in einer

„Stube“ vier Treppen hoch im Hof! Nur ein Haus mit Hof und Garten gibt die rechte Basis für diese Wohngemeinschaft ab, in der sich ein ganzer Mensch entfalten kann, aber auch die bürgerliche Wohnung in der großen Stadt erfüllt doch meist noch wenigstens die notdürftigsten Ansprüche.

Und endlich eine Erziehungs-, eine Lebensgemeinschaft war die Familie bis heute gewesen, ohne die wir uns nichts vorstellen können, was Braves, Tüchtiges, Edles, Großes in der Welt je gewaltet hat. Hier sind die rohen Triebe gebändigt worden, hier die zarten Regungen des Herzens geboren. Die feinste und duftigste Blüte des Menschtums, die Elternliebe, ist hier zur Entfaltung gelangt; die Eroberung des Kindes durch die Eltern ist hier vollbracht worden. Und alles, was die „Erziehung“ zu leisten vermocht hat, alle echte „Bildung“, die guten Manieren ebenso wie die wahre Herzensbildung, alles dieses beruht auf der Familiengemeinschaft, in der allein das lebendige Beispiel, diese größte erzieherische Macht, seine Wirkungen üben kann. Von einem Menschen ohne Takt sagen wir, ihm habe die Kinderstube gefehlt, und mit Sicherheit vermögen wir die Männer und Frauen aus der Menge heraus zu kennen, „die aus gutem Hause kommen“, deren Wesen aus dem Einklang zwischen Mann und Frau, Eltern und Kindern, den Geschwistern untereinander die innere Harmonie in sich eingesogen hat. Die Selbstlosigkeit ebensowie die opferfreudige Gesinnung, die Ehrfurcht ebensowie die Zärtlichkeit, das gegenseitige Vertrauen ebensowie das Pflichtbewußtsein, kurz alles, was den tüchtigen, den guten Menschen ausmacht, ist in der Lebensgemeinschaft der Familie geboren. Wir können uns einzelne hervorragende,

starke und reiche Individualitäten denken, die ihren Weg neben der Familie hergehen: eine Gesittung, eine Kultur der Massen ohne den erzieherischen Einfluß der Familie nicht.

Das sind im Grunde alles Binsenwahrheiten. Und ich habe niemandem mit meinen Worten etwas Neues gesagt. Trotzdem hielt ich es für nötig, an Bekanntes zu erinnern, damit man die ganze Tragweite der Tatsache zu übersehen vermag, die uns hier beschäftigt: die ungeheuerliche Tatsache, daß im Proletariat ein Geschlecht heranwächst, für das die Familiengemeinschaft so gut wie gar nicht mehr existiert, dessen einzelne Glieder auch diesen Zusammenhalt, der die Jahrtausende überdauert hat, nicht oder fast nicht mehr kennen.



IE deutsche Sprache nennt mit sicherem Instinkte das eigenartige Milieu, das die Familiengemeinschaft erzeugt, Häuslichkeit. Sie meint damit, daß alle Kulturwerte der Familiengemeinschaft nur im Rahmen einer ihr gemäßen Ansiedelung, im Rahmen des Hauses zur Entfaltung kommen. Die Häuslichkeit ist das Mittel, wodurch die Familie auf ihre Glieder wirkt. Ohne Häuslichkeit keine Familiengemeinschaft. Voraussetzung einer Häuslichkeit ist streng genommen ein Haus mit Garten und Hof, mit Keller und Boden, mit Treppen und Verschlägen und einer großen Anzahl einzelner Zimmer. Heute sind wir schon etwas reduziert in unseren Ansprüchen. Wir verlangen als Unterlage einer Häuslichkeit nicht mehr ein Haus: eine „Etagenwohnung" muß es in den großen Städten auch tun. Aber diese Wohnung muß doch ein Mindestmaß von Geräumigkeit aufweisen, unter

das wir uns unmöglich herunterhandeln lassen können, soll sie den Anforderungen auch nur einigermaßen entsprechen, die die „Häuslichkeit“ stellt. Kurella in seiner Schrift über „Wohnungsnot und Wohnungsjammer“ hat das in vortrefflicher Weise ausgeführt. „Es ist klar,“ meint er, „daß, wenn die Häuslichkeit der Ort einer solchen Entwicklung, eines solchen Gemeinschaftslebens (wie es der Idee der Familie entspricht) werden soll, sie in einer Wohnung aufgeschlagen sein muß, die erstens längere Zeit hindurch behalten werden kann, zweitens vor dem Eindringen fremder Elemente und dem Einblick Außenstehender abgeschlossen ist, und drittens genug Räume enthält, um einen Hausrat aufzustellen, der Ordnung und Behagen in bescheidenem Maße gewährt, um ein Zusammenleben zu ermöglichen und um dem Einzelnen Platz für seine individuelle Tätigkeit und die Möglichkeit, einmal allein zu sein, zu gewähren.“

Fragen wir nun, was dazu bei einer Familie mit heranwachsenden Kindern zum mindesten gehören würde, so wird die Antwort lauten müssen: eine Küche (die zugleich als Eßraum dienen kann), ein Raum zum Waschen und zur Vornahme aller gröberen Reinigungsarbeit, ein Schlafzimmer für die Eltern, eins für die Kinder, und sobald diese heranwachsen, je eines für Knaben und Mädchen, ein gemeinsamer Wohnraum, ein paar Kammern, in denen die einzelnen Mitglieder mit ihrer Beschäftigung, ihrer Stimmung allein sein können und ein Reserveraum, in dem Geburt, Krankheit, Tod und andere Gäste doch auch einmal gelegentlich eine Heimat finden. „Es ist nicht schön und auch nicht sittlich, wenn in demselben Zimmer und oft genug auch gleichzeitig geboren, gestorben, gekocht, gewaschen, gegessen und gearbeitet wird.“

Eine Wohnung, die noch als „menschenwürdig" bezeichnet werden soll, die gerade noch hinreicht, um einer Familiengemeinschaft Raum zu gewähren, würde danach für die Normalfamilie von Vater, Mutter und drei bis vier Kindern mindestens umfassen müssen: 1 Küche, 3 Zimmer und 2 Kammern mit einem Luftraum von zusammen mindestens 250 cbm und einer Grundfläche von mindestens 68 qm.

Dann sind aber, das kann man getrost sagen: die Wohnungsverhältnisse des allergrößten Teils der arbeitenden Bevölkerung (wenigstens im kontinentalen Europa und soweit es sich um Großstädte und Industriezentren handelt), so wie sie jetzt sind, derart, daß sie ein gesittetes Familienleben unmöglich machen. Ich habe an anderer Stelle schon die Wohnungsmisere als eines der wesentlichen Kennzeichen moderner proletarischer Existenz gestreift. Bei der Wichtigkeit des Gegenstandes will ich aber doch noch einige genauere Angaben machen, selbst auf die Gefahr hin, diesen oder jenen meiner Leser durch das Ziffernmaterial, das sich nicht ganz vermeiden läßt, zu ermüden.

Den Anforderungen der Hygiene entsprechen wohl die meisten Wohnungen nicht, die sich im Keller befinden. Und doch leben in Kellerwohnungen noch heute Hunderttausende und Millionen von Menschen. Unser Interesse richtet sich naturgemäß in erster Linie auf die deutschen Verhältnisse. Ich will deshalb meine Darstellung wesentlich auf diese beziehen. So lebten 1900 in Kellerwohnungen beispielsweise in Berlin noch 91000 Menschen, in Hamburg 43000, in Breslau 15000, in Altona 12000, in Posen 8000 usf.

Aber diese hygienischen Übelstände brauchen noch

nicht den Punkt zu berühren, den wir hier vornehmlich im Auge haben: die Zerstörung der Familiengemeinschaft durch Wohnungselend. Dazu kommt es erst, wenn die Wohnungen zu klein, überfüllt und mit Fremdkörpern durchsetzt sind. Aber, daß auch dieses in erschreckendem Umfange der Fall ist, darüber gibt uns die Statistik ebenfalls nur allzu deutlichen Aufschluß.

Wer würde es glauben, daß eine ganze Anzahl Menschen bei uns heutigentages in „Wohnungen“ kampiert, die *überhaupt kein heizbares Zimmer* haben? Und doch belehrt uns die Statistik, daß es deren in Berlin über 15000, in Barmen über 8000 gibt usw. Aber das sind nur Ausnahmen, und es wird sich in der großen Mehrzahl der Fälle um Einzelpersonen handeln. Dagegen schwillt die Zahl derjenigen Personen, die in Wohnungen mit 1 Zimmer wohnen, sofort unheimlich an. Ja, in den meisten deutschen Großstädten wohnt, wie ich schon sagte, die Hälfte oder annähernd die Hälfte aller Menschen in Wohnungen, die nicht mehr als 1 Zimmer umfassen. Von tausend Bewohnern nämlich in Barmen 490, in Berlin 430, in Breslau 409, in Chemnitz 551, in Dresden 374, in Görlitz 462, in Halle a. S. 429, in Königsberg i. Pr. 505, in Magdeburg 454, in Plauen i. V. 641. Mehr wie 2 Zimmer, darf man annehmen, bewohnt nur ein verschwindend geringer Prozentsatz der arbeitenden Bevölkerung.

„Übervölkert“ nennt die Statistik eine Wohnung, wenn 6 Personen und mehr in 1 Zimmer, 11 Personen und mehr in 2 Zimmern hausen. Und selbst davon gibt es eine recht erkleckliche Anzahl: in Berlin nahezu 30000, in Breslau 7000, in Chemnitz 5000, in Plauen i. V. 3000 usw. Man denke: 6 Personen und mehr in 1 Raume, 11 und mehr in 2 Räumen!

Was nun aber das Wohnungselend der ärmeren Bevölkerung, wenigstens in den Großstädten, auf das Höchste steigert, ist der Umstand, daß selbst in den engen Behausungen, die nicht mehr den Namen Wohnung verdienen, noch nicht einmal immer die Familie allein lebt, sondern noch fremde Personen, die Schlafgänger, dazwischen kampieren. Dieser jammervolle Zustand findet sich beispielsweise in Berlin bei 391 von 1000 einzimmerigen Wohnungen, in Breslau bei 370, in Plauen i. V. bei 596, in München bei 572 aller ein- und zweizimmerigen Wohnungen usw. In München, über das wir durch eine Studie des Dr. Cahn besonders gut unterrichtet sind, beherbergen etwa 12000 oder 15 % aller Wohnungen Schlafgänger, von denen über ein Viertel Weiber sind. Von diesen 12000 Wohnungen waren 3918 überfüllt im offiziellen Sinne und hatten nur 858 mehr als 1 heizbares Zimmer. Wie es in Arbeiterwohnungen ausschaut, davon macht sich niemand eine Vorstellung, der nicht eigene Wahrnehmungen gemacht hat. Auch die Schilderungen, die wir in reichem Maße besitzen, vermögen nur schwer den ganzen Jammer vor Augen zu stellen, den die große Mehrzahl jener Behausungen umschließt. Ich will aber doch wenigstens eine kleine Blütenlese solcher Schilderungen hier mitteilen. Sie sind aufs Geratewohl herausgegriffen und ich wähle gerade sie, weil es die neuesten sind, von denen ich Kenntnis bekommen habe. Jede andere Sammlung würde dasselbe Ergebnis liefern. Die hier mitgeteilten Schilderungen entstammen einer Enquete, die im Sommer 1905 von dem Breslauer Ortskrankenkassenverband angestellt worden ist. Sie sind zwar in ihrer Wahrhaftigkeit von interessierter Seite angezweifelt worden. Doch haben gewissenhafte Nachfor-

schungen ergeben, daß sie im wesentlichen richtig sind. Der Polizeipräsident von Breslau hat in einem Erlaß an den Ärzteverein sogar „amtlich" beglaubigt, daß sich die darin gemachten Angaben „zum guten Teil" bestätigt haben.

Hier die „Bilder aus dem Familienleben" der Breslauer Arbeiterbevölkerung am Anfang des 20. Jahrhunderts, die gemäß den Interessen der Veranstalter dieser Enquete das Elend in Krankheitsgestalt gleich mit umschließen. Aber das gehört ja im Grunde dazu, damit das Bild vollständig sei! Ich lasse die Adressen weg und numeriere statt dessen die einzelnen „Bilder".

1. Eine lungenkranke Zigarrenarbeiterin liegt in einer Dachwohnung inmitten von Bodenkammern, so daß sie von einem Uneingeweihten schwer zu finden ist. Der sogenannte Wohnraum hat nur eine Höhe von 1,85 m. Es herrscht eine heiße und stickige Luft darin. Die Bewohner sind bei Ausbruch eines Feuers der größten Gefahr ausgesetzt. Die Miete beträgt 11.50 Mk. pro Monat, dabei sind die Bewohner des Hauses ihres Lebens kaum sicher vor den in großer Zahl vorhandenen Ratten.

2. Ein 68jähriger, schwerkranker alleinstehender Schuhmacher wohnt in einer Tischlerwerkstatt. In einer Ecke, hinter Möbeln aller Art versteckt, steht sein Bett. Der Mann ist aber froh, seit 3 Jahren dort wohnen zu können, da er mehr als 3 Mk. Miete für den Monat nicht aufbringen kann. Sein Gesuch um Aufnahme in ein Siechenhaus ist abgelehnt worden.

3. Der Kranke bewohnt ein sehr kleines, feuchtes und dunkles Zimmer; da dieses schon viele Jahre nicht renoviert worden ist, herrscht darin ein unheimlicher Modergeruch. Unter der Wohnung befindet sich das Klosett und Pissoir

der Gastwirtschaft. Soll die Stubenluft nicht noch mehr verpestet werden, so darf man die Fenster überhaupt nicht öffnen.

4. Eine nervenkranke Näherin bewohnt mit ihren Angehörigen eine kleine Stube mit Alkoven, die 12 M. pro Monat Miete kostet. Ein sehr enger Hof, in dem für Vorder-, Seiten- und Hinterhaus mit 18 Haushaltungen nur 2 Klosetts vorhanden sind.

5. Ein kranker Tischler bewohnt eine einfensterige Stube und Kabinett. Die Decken sind kohlschwarz verräuchert. In den Wänden sind 20—30 cm große Löcher. In demselben Zustand befindet sich auch das Treppenhaus. Die vier Hofklosetts werden von 28 Haushaltungen benutzt.

6. Eine schmale, gebrechliche Treppe führt zu dem Rheumatismuskranken; die ganze Familie schläft in einem dunklen, feuchten Kabinett. Die Möbel sind teilweise vermodert. Für 12 Familien ist nur 1 Klosett vorhanden, welches noch von den Besuchern der dort befindlichen Restauration benutzt wird. Das Haus strotzt von Ungeziefer. Bei Regenwetter läuft das Wasser in die Wohnung.

7. Der Lungenkranke bewohnt eine luftige Dachwohnung, die 22 Mk. Miete kostet und die Form eines abgerundeten Dreiecks hat. In der Mitte des Zimmers stehen zwei hölzerne Säulen, auf welchen der Vorbau des Daches ruht. Für Mann, Frau und 4 Kinder sind nur 3 Betten vorhanden.

8. Ein kranker Bäckergeselle wohnt schön warm. In dem kleinen Hause befindet sich über der Backstube der Schlafraum für die Leute, in dem eine große Hitze und Unsauberkeit herrscht. Patient muß das Bett mit einem Lehrling teilen.

9. Der Rheumatismuskranke wohnt im Hinterhaus par-

terre. Für die kleine schmutzige Stube müssen 10 Mk. Miete gezahlt werden. Alles ist sehr ärmlich. Für Mann, Frau und 3 Kinder sind nur 2 Betten vorhanden.

10. Über sehr schmale, stockfinstere Treppen gelangt man in die Wohnung der lungenkranken Arbeiterin. Das Krankenzimmer ist nur 1,85 m hoch und sehr dunkel. Eine Schwester starb schon an der Schwindsucht.

11. Zwei kranke Kassenmitglieder, Mann und Frau, bewohnen einen sehr dunklen, kleinen Raum, der nur mit dem Notwendigsten ausgestattet ist. Die schwerkranke Frau hat das Bett nur am Tage zur alleinigen Benutzung. 6 Klosetts werden von 36 Haushaltungen benutzt.

12. Ein ganz finsterer Gang führt zur Wohnung des Augenkranken. Für Mann, Frau und 2 Kinder ist nur 1 Bettstelle vorhanden.

13. Durch ein finsteres Entree, in dem alte Lumpen aufgestapelt liegen, gelangt man in die vollständig verwahrloste Wohnung der Lungenkranken. Eine leere Bettstelle ohne Bett dient den Eheleuten zur gemeinsamen Ruhestätte. Beide sind lungenkrank.

14. Die lungenkranke Witwe bewohnt mit ihren 4 Kindern eine sehr ärmliche Wohnung. Es ist nur 1 Bett vorhanden. Die Miete beträgt 10 Mk.

Das ist die trauliche Hütte des armen Mannes, in der der Friede wohnt! Man denke: Faust, die vier dunkeln Treppen im Hof zur Dachkammer seines Gretchens emporstolpernd, tritt ein und spricht:

„Wie atmet rings Gefühl der Stille
Der Ordnung, der Zufriedenheit.
In dieser Armut, welche Fülle!
In diesem Kerker, welche Seligkeit!

Ich fühl, o Mädchen, deinen Geist
Der Füll' und Ordnung mich umsäuseln,
Der mütterlich dich täglich unterweist,
Den Teppich auf dem Tisch dich reinlich breiten heißt,
Sogar den Sand zu Deinen Füßen kräuseln."

Und stelle sich obendrein noch vor, daß das „Heiligtum" in einer großen Mietskaserne liegt, wo 6 bis 8 Parteien auf jeder Etage im süßen Dämmerscheine aufeinander hocken, wo viele hunderte von Mietern durch dasselbe Haustor ein- und ausgehen: unter ihnen Faust und Mephisto!

In feinsinniger Weise hat Hans Kurella in der schon erwähnten Schrift den Zusammenhängen nachgespürt, die zwischen Wohnung und „Sittlichkeit" bestehen, hat er den entscheidenden Einfluß aufgedeckt, den das Wohnungselend, dadurch daß es die Möglichkeit eines familienhaften Daseins zerstört, auf die Gestaltung der Proletarierpsyche ausüben muß.

Welch „Nachhausekommen", meint er mit Recht, wenn eine Fabrikarbeiterin abends in ein solches Zimmer tritt, in dem Wäsche trocknet, Kinder schreien, der Hausrat in wirren Haufen durcheinander liegt, die Eheleute vielleicht einander schelten, kein Stuhl frei ist, das Bett mit ein oder zwei andern geteilt wird! Ist es ein Wunder, wenn der Schlafbursche aus dieser Häuslichkeit in die Kneipe läuft, die Arbeiterin sich aus ihr fort auf die helle Straße, vor die glänzenden Schaufenster oder in eines der Vergnügungslokale sehnt, die uns wohl geschmacklos, lärmend, raucherfüllt erscheinen, wo sie aber Wärme, Glanz, Unterhaltung und vielleicht ein warmes Abendbrot, einen freundlichen Blick, ein liebevolles Wort am Arme eines „Herrn" findet. Aber der Bankiers- oder Fabrikantentochter, die sich aus ihrem luxuriösen Heim in den

Ballsaal oder das Opernhaus sehnt, und ihren würdigen Eltern erscheint ein solches Mädchen natürlich gemein und „unsittlich".

Aber nicht nur was innerhalb der Wände der Wohnung liegt, oder meistens nicht liegt, macht die mehr oder weniger jammervollen Formen der Wohnungskalamität aus, sondern ebensosehr und manchmal noch mehr die Art, wie diese Wohnungen zusammenliegen und wie die Wohnungskomplexe gruppiert sind. Wohnungen aus Küche und Kammer bestehend, sind erträglich, wenn sie allein in einer Hütte liegen; auch noch, wenn sie, wie in den Czworaken (Vier-Familienhaus) der Posener Landarbeiter und der Hüttenleute Oberschlesiens, zu je vier um einen Schlot gruppiert, in einem gemeinsamen Gärtchen liegen. Aber seitdem das Bauunternehmertum, nächst den bookmakers die moralisch, intellektuell und wirtschaftlich verelendetste Klasse der Spekulantenwelt, die verlassenen, zu Schlupfwinkeln der Armut gewordenen Patrizierhäuser der Altstädte nachahmend, die Peripherie wachsender Gemeinwesen mit den endlosen Reihen der Mietskasernen umschließen gelernt hat, seit dem Ende der fünfziger Jahre ist zu allem Jammer auch noch die Scheußlichkeit dieser Karawansereien gekommen; hier hört Heimlichkeit und Heimischsein auf; hier, wo des Sommers durch die offnen Fenster — denn in den Räumen, in denen zugleich gekocht, gewaschen und gebügelt wird, ist es bei geschlossenen Fenstern nicht auszuhalten — der ganze Klatsch, der ganze Zank, alles Klappern, Schwirren, Surren, Summen der Näh- und Schuhmachermaschinen, alles Kindergeschrei, alles Tosen der Maschinerie der Fabrik im Hofraum, aller Dunst und Duft der 40 oder 50 Küchen mit ihrem Talggeruch und ihrer Ranzigkeit eindringt, wo keine

Tür geöffnet werden kann, ohne daß neugierige, neidische oder schadenfrohe Blicke hineindringen, hier muß das Heim als Hölle, die Kneipe und das Bordell als Himmel erscheinen können Zuchthaus und Irrenanstalt kaum noch Schrecken mehr haben.

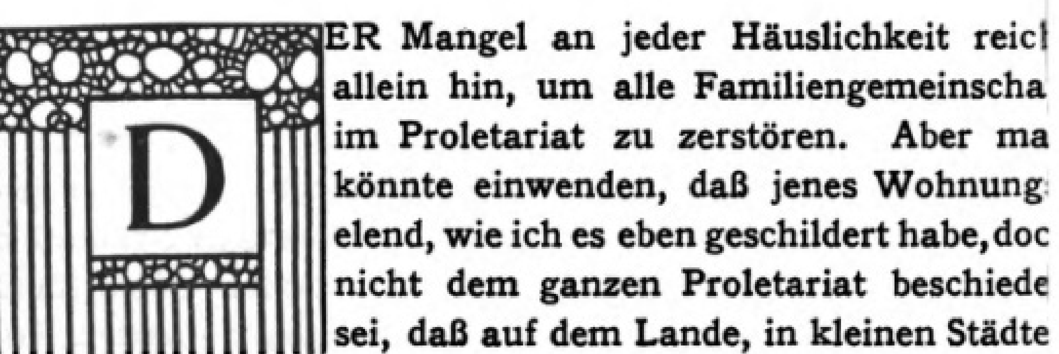
Aber in seiner ganzen furchtbaren Größe zeigt sich dieses, auch unseren wohlmeinenden Behörden bekannte System erst, wenn die Cholera ihren Einzug hält, oder wenn die Diphtheritis mit eisernem Besen die Schar schmutziger kleiner Schreihälse zu einem Abfallhaufen zusammenkehrt. Dann wird in vierzehn Tagen soviel Luft gemacht, wie die still nagende Tuberkulose in diesen Menschenhaufen etwa in einem Jahre schafft, Luft allerdings nur für ein paar Tage, denn die Lücken sind bald durch Schlafgänger oder durch den noch ungebrochenen Kinderreichtum einer in die leergewordene Wohnung einziehenden Familie ausgefüllt.

In der hohen Sterblichkeit der Mietskasernen, besonders der hohen Kindersterblichkeit liegt ein sehr wichtiger Umstand für die sittliche Entwicklung der Massen. Der stete Anblick dieses scharenweisen Hinsterbens, welches zur Zeit der Epidemien noch erheblich größer wird, muß zu einer Gleichgültigkeit gegen das Fortsterben der gewohnten Umgebung und damit zu einer leichten Bewertung des menschlichen Lebens führen; so gewaltig der Eindruck ist, den bei Naturvölkern der Tod eines Mitgliedes der Gemeinschaft auf alle andern macht, so gering ist der Eindruck in der Mietskaserne, wo oft in einem Jahre vier Zehntel des Bekanntenkreises wegsterben; und so erstickt die Wohnungsmisere von vornherein die primitiven Gefühle, die der sittlichen Entwicklung Material liefern: das sexuelle Schamgefühl,

len geheimnisvollen Schauer der erwachenden Erotik, die Ehr'urcht vor den Geheimnissen und der Majestät des Todes.

Wir haben gesehen, wie wenige Stadtbewohner eine Häuslichkeit besitzen, in der sich eine normale Sittlichkeit entwickeln kann. Was gewährt denn der ungeheuren Masse ler in Jammer, Elend, Not und enger Dürftigkeit wohnenlen Menschen ihre Behausung? Wo bleibt die Behaglichkeit, lie Stille in den von Menschen, Möbeln, Geräten, Plunder aller Art überfüllten Räumen, in den Häusern, deren Treppen, Korridore, Höfe und Zugänge von Lärm, Streit, Staub, Gestank erfüllt sind, wo bleibt die Ordnungsgewöhnung, diese Grundlage jeder planmäßigen Pflichterfüllung, jeder besonnenen Lebensführung, in diesen Winkeln, in denen kein bestimmter Platz für irgend etwas, wo nichts am richtigen Platze ist? Wie wäre hier Erholung, wie die Lust an der Reinlichkeit nach beschmutzender Arbeit zu finden? Wo findet der Bedrückte, der Gequälte hier die ersehnte Einsamkeit, wo die Persönlichkeit den Ort, sich vor sich selbst geltend zu machen; wie könnte hier Rücksicht auf die Bedürfnisse, die Gewohnheiten, das Schamgefühl der Hausgenossen sich betätigen und damit das Werden und Erstarken der Sympathie ermöglichen, die da erblüht, wo man einander gelten läßt? Wo bleibt die Diskretion, eine der wichtigsten sozialen Tugenden, wenn jeder jedem durch die hundertmal am Tage geöffnete Tür mit einem Blick in das Allerheiligste und Allerunheiligste der Wohnung sieht, wo Liebe und Haß sich durch die offenen Fenster dem ganzen Hause verraten? Für eine friedliche und versöhnliche Lösung von Streitigkeiten — und wie oft muß es dazu kommen bei dem beständigen Kontakte der Bewohner, den Reibungen unter ihren Kindern — ist eine gewisse Sekretheit der Stimmungen und

ein gewisses Maß von Diskretion durchaus nötig, und s
können sich weder Friedfertigkeit und Versöhnlichkeit en
wickeln, noch kann die zartere Innigkeit der Gatten- ur
Elternliebe aufkeimen, die ohne Abschließung vor unb
rufenen Blicken nun einmal nicht gedeiht. Und auch vc
einer geistigen Gemeinschaft der Familie, die aus der häu
lichen Pflege der Kunst, aus ungestörtem Plaudern, Spiele
Lesen erwächst, kann in den Behausungen der Arbeite
bevölkerung keine Rede mehr sein. Ein Geschlecht wäch
heran, das keine Hausmusik mehr kennt: die milde, ed
Freundin aller gesitteten und gebildeten Menschheit; de
daheim kein Schubertsches Lied, kein Chopinsches Nocturn
je erklungen ist, dem aber auch niemals die Zimbel od
die Ziehharmonika am Sontagnachmittag die einfachen Volk
weisen ins Herz hinein haben singen können.



DER Mangel an jeder Häuslichkeit reic
allein hin, um alle Familiengemeinscha
im Proletariat zu zerstören. Aber ma
könnte einwenden, daß jenes Wohnung
elend, wie ich es eben geschildert habe, doc
nicht dem ganzen Proletariat beschiede
sei, daß auf dem Lande, in kleinen Städte
sich noch Arbeiterheime finden ließen, die wenigstens b
scheidenen Ansprüchen an Luft, Licht, Raum, Sauberkeit ur
Abgeschiedenheit gerecht würden. Dem soll nicht wide
sprochen werden, obwohl zweifellos schon heute die gro
Masse des Proletariats — wir müssen immer hinzufüger
mit Ausnahme von England und Amerika, wo die Verhäl
nisse dank der hohen Lebenshaltung und dank der bessere
Wohnweise günstiger liegen — nicht mehr menschenwürd

behaust ist, und obwohl zweifellos die Tendenz herrscht, immer mehr Kreise in dieses Wohnungselend hineinzuziehen.

Was aber die zuversichtliche Stimmung jener Zweifler mit einem Schlage zerstören muß, ist die Erkenntnis, daß die Unzulänglichkeit des Wohnraums gar nicht das einzige ist, was die Familiengemeinschaft in der Lohnarbeiterschaft unserer Tage zertrümmert hat. Vielmehr wirkt eine ganze Reihe anderer Umstände in gleicher Richtung, so daß auch bei einer Aufbesserung der Wohnungsverhältnisse die Familie alten Stils noch längst nicht dem Proletarier zurück erobert sein würde. Diese Umstände liegen in den Arbeitsbedingungen dieser Klasse begründet und können deshalb nur mit diesen selbst aus der Welt geschafft werden.

Auch im Proletariat ist der Ehemann und Vater heute noch der Regel nach der Ernährer. Von der Art und Weise, wie sich seine Arbeit gestaltet, wird es also in erster Linie abhängen, ob die Bedingungen für ein Familienleben im alten Sinne gewährleistet sind.

Da ist der Wanderarbeiter! Wir gedenken der Sachsengänger, die aus Gegenden mit extensiver Landwirtschaft in Gegenden mit hochentwickelter Landwirtschaft während der Sommer- und Herbstsaison übersiedeln. Doch werden sie größtenteils unverheiratet sein, Burschen und Mädchen. Und somit zerstört ihr periodischer Wegzug nicht eigentlich eine Familiengemeinschaft. Wie die bürgerliche Familie nicht aufgelöst wird, wenn der erwachsene Sohn auf die Universität zieht und die heranwachsende Tochter die „Pension" besucht. Freilich: eine „Erziehung zur Ehe" ist der Aufenthalt in der Fremde für die jungen Leute gerade nicht. Dort leben sie ein ungebundenes Leben, vor allem in sexueller Hin-

sicht. In den großen Schuppen, die provisorisch für sie er richtet werden, oder in den Schafställen, wo sie ihr Quartie aufschlagen, herrscht gewiß kein klösterlicher Ton. Und s ist es denn wohl die Regel, daß die Mädels nicht nur mi einer hübschen Summe Geldes, sondern auch noch mit man chem anderen gesegnet heimkehren, das man immerhin nu als den Anfang einer Familie bezeichnen kann, das sic aber keineswegs immer zu einer Familie auswächst. Ma erinnert sich des „Bildes aus dem Familienleben", das un Thomas Theodor gezeichnet hat, auf dem eine junge Mutte von fünf Rangen umgeben, ausruft: „Wenn wir jetzt noc einen Vater hätten, wären wir eine feine Familie!"

Doch gehört dieser Fall in ein anderes Kapitel, w ich ihn im Zusammenhang mit verwandten Erscheinunge noch behandeln werde. Einstweilen denke ich an die fertige Familien, zu denen also ein Vater gehört und denke an di Väter, die als „Wanderarbeiter" tätig sind. Das möge nicht allzuviele sein. Sicher doch ein paarmal Hundert tausend. Denn zu ihnen gehören zum Beispiel die zahl reichen Bauhandwerker, die in den großen Städten arbeite und weit draußen im Lande wohnen. Sie kommen entwede für die ganze Bausaison in die Stadt oder nur für die ein Woche: Montag morgens geht's hinein, Sonnabend abend hinaus. Daß diese nomadenhafte Lebensweise nicht sonder lich zur Stärkung der Familiengemeinschaft beiträgt, lieg auf der Hand.

Aber viel bedeutsamer ist die Tatsache, daß auch de seßhafte Arbeiter, wenigstens der Arbeiter in der Industrie im Handel, im Transportgewerbe größtenteils ein Leben führt bei dem ein rechter Familienzusammenschluß so gut wi ausgeschlossen ist.

Das gilt zunächst für diejenigen Arbeiter, die zur Nachtarbeit verdammt sind. Zu den sonderbarsten Errungenschaften der kapitalistischen Kultur gehört die Nachtarbeit. Sie war ein Unding, solange die wirtschaftlichen Funktionen noch von selbständigen Existenzen ausgeübt wurden. Der Bauer, der Handwerker, der Krämer kennt die Nachtarbeit nicht, kann sie nicht kennen. Denn da er arbeitet, nicht ein andrer für ihn, so muß er im Verlauf der 24 Tagesstunden notwendig eine Spanne ruhen. Die Ruhezeit aber verlegt er selbstverständlich in die Stunden, in denen uns die Natur zur Ruhe einlädt: in die Nachtstunden. Er mag einen überlangen Arbeitstag haben, wenn er's aushält, aber Nachtarbeit gibt es für ihn nicht. Höchstens der Kärrner fuhr die Nacht durch, weil er in seiner Kuhle schlafen konnte, und der Nachtwächter hatte wenigstens den Auftrag, nachts zu wachen.

Seit aber fremde Leute im Dienste der leitenden Wirtschaftssubjekte arbeiten, hat sich die Sache geändert. Dem kapitalistischen Unternehmer ist es natürlich nur darum zu tun, daß er nachts schläft. Ob andere, die in seinem Solde stehen, nachts schlafen oder arbeiten, ficht ihn nicht an. Da nun aber das Verwertungsinteresse des Kapitals in zahlreichen Sphären des Wirtschaftslebens — namentlich in der Industrie mit bedeutenden Kapitalinvestierungen — es vorteilhaft erscheinen läßt, den Betrieb möglichst ununterbrochen im Gange zu erhalten, so entstand aus den Bedürfnissen des Kapitals heraus die Tendenz, mit doppeltem Menschenmaterial Tag und Nacht durch zu arbeiten. Noch heute ist die Nachtarbeit Regel in allen Bergwerken, auf den Hütten und Salinen, in vielen chemischen Fabriken, in den Zuckerrübenfabriken und dann in einzelnen Transportgewerben,

wie auf der Eisenbahn. Hier liegt der Nachtbetrieb zum Tei
wenigstens im Allgemeininteresse, während in der Sphär
der Produktion nur das Kapital ein Interesse an der Nacht-
arbeit hat. Diese interessiert uns an dieser Stelle zunächs
nur in ihrer Beziehung zum Familienleben.

Da ist es nun wohl klar, daß sie dessen ärgster Fein
ist. Ein Mann und Vater, der jede zweite Woche tagsübe
schlafen muß, kann die Funktionen eines Familienoberhaupte
offenbar nur äußerst unvollkommen erfüllen. Die Stetigkeit
die Ordnung des Familienlebens sind bedroht. Ganz ab-
gesehen davon, daß die Nachtarbeit die Gesundheit unter-
gräbt und den Arbeiter nervös und mißmutig und schließ-
lich krank und siech macht.

Wie aber steht es nun mit dem Gros der Lohnarbeiter
die nur tagsüber zu arbeiten haben? Ist wenigstens ihr
Arbeit derart, daß sie die Familiengemeinschaft nicht ge-
fährdet? Auch das wird sich nur in den seltensten Fälle
sagen lassen. Die Regel ist, daß auch der gewöhnlich
Tagesarbeiter für das Familienleben und das Familienlebe
für ihn verloren ist.

Wir, die wir in satter Selbstgefälligkeit auf der Sonnen
seite des Lebens dahinwandeln, wissen ja so blutwenig vo
den großen Leiden und kleinen Freuden derer, die in
Dunkeln schreiten, wir kennen die Lebensgewohnheiten de
großen wimmelnden Masse unserer Mitbürger viel schlechte
als die der Wahehe oder der Singalesen, die uns von ge
schäftigen Reisenden beschrieben und von reisenden Geschäfts
leuten in den zoologischen Gärten sogar gezeigt werden. Abe
wann sehen wir einmal etwas von dem Proletariat des eigenen
Landes? Wann sehen wir, wie es den Tag anfängt, wie e
ihn verbringt, ihn endigt?

Wie es den Tag anfängt, davon erfahren wir höchstens einmal, wenn wir nach einer durchtanzten Nacht oder einer ausgedehnten Pokerpartie früh um fünf oder sechs übernächtig nach Hause kommen oder wenn wir zum Frühzuge zum Bahnhof gehen. (Plauen!) Dann staunen wir wohl, mit einem Male einen Blick in eine uns ganz fremde Welt zu tun. Wir wußten ja gar nicht, daß diese Hunderte, diese Tausende, die da raschen Schritts, zu zwei, zu drei, meist wortlos nebeneinander, das Arbeitsgerät oder die blaue Kaffeekanne in der Hand, in langen Zügen „an die Arbeit" gehen, auch da sind. Sie kommen aus ihrem trauten Heim, das wir nun ein wenig kennen, wo sie zwischen schlafenden Kindern beim Schein der Funzel notdürftig sich angekleidet und dann rasch einen Schluck Kaffee hinuntergestürzt haben, auch das vielleicht nicht einmal, und eilen nun dem riesigen Moloch: der Fabrik in die Arme, deren schriller Pfiff um sechs Uhr, wenn wir uns noch einmal behaglich im Bette auf die Seite drehen, verkündet, daß nun das Einzelleben der Insassen für elf oder zwölf Stunden aufgehört hat, daß die Herrschaft des Kapitals über Leib und Seele für diesen Tag wieder begonnen hat.

Vater ist weg von Hause, längst ehe die Kinder erwachen. Vater kommt auch zu Mittag nicht heim. Dazu ist die Pause zu kurz, der Weg zu lang. So muß er in der benachbarten Kneipe sein Stück Wurst und Brot verzehren und sein Glas Bier, auch zwei und drei, dazu trinken. Oder die Mutter bringt ihm 's Essen im Körbel selbst. Die sehen wir oft um die Mittagszeit, die blitzblanken Frauen im blauen Kattunkleide, den Eßkorb am Arm, kein Lächeln, keine Freudigkeit im Blick, armselige, von der Last der Arbeit niedergedrückte Geschöpfe mit müdem Gesicht, schon um

die Dreißig, wenn unsere Frauen am schönsten sind, ve
fallen, verblüht, verwelkt. Sie haben vielleicht den Vie
und den Fünfjährigen mitgenommen, die dann an Vater
Mittagsmahl teilnehmen. Das wird auf der Bank im Par
(wenn's so weit reicht), sonst auf dem Balken vor dem Ne
bau, an der Mauer der Fabrik eingenommen: die obligat
dicke Suppe im Blechtopf, ein Fetzchen Wurst, ein Stüc
Brot, eine Flasche Kaffee oder Bier. Ist das Essen hinunter-
geschlungen, legt sich Vater zum Schlafen hin. Er ist tod-
müde, ist er doch um fünf oder noch früher aufgestanden,
hat er doch sechs anstrengende Arbeitsstunden hinter sich.
Mutter mit den Kindern sitzt daneben. Und nach eine
kurzen Weile ruft die Dampfpfeife wieder zur Arbeit zurück
wenn nicht die ganze Mittagspause (wie etwa bei den Tram-
bahnern) der Arbeitszeit selber nur abgestohlen war. De
Höhepunkt des familienhaften Daseins im Alltagsleben des
Proletariers ist überschritten. Denn auch der Abend bringt
ihm nicht viel Gelegenheit mehr, sich Frau und Kindern
zu widmen. Um sechs oder sieben wird er frei, hat e
Feierabend. Er ist zu Tode erschöpft. Man sieht es den
müden Gesichtern an, wenn man den Heimkehrenden be-
gegnet. Wieder schreiten sie stumm nebeneinander her. Die
Zigarre ist ein willkommener Beleber. Und es sind schon
die innerlich Festen, die in dieser Erschöpfung nicht in die
nächste Kneipe abbiegen, um hier sich das Leben, den Froh-
mut, die Euphorie für wenige Pfennige zu erkaufen. Hier,
aus den Destillen, tönen dann die lauten Stimmen, die wi
auf dem Wege zur Arbeit ebensowenig wie auf dem Heim-
wege vernahmen, die auch bei der Arbeit selbst geschwiegen
haben. Und dann kommt die Frau, die zu Hause vergeblich
auf die Heimkehr des Mannes gewartet hat und holt ihn in

ihrer Todesangst aus der immer lauter werdenden Zecherschra nach Hause. Der Rest ist dann zwar nicht Schweigen, aber auch nichts Besseres. Aber auch der Brave, der Nüchterne, der der Versuchung widersteht und aus der Arbeit nach Hause geht, ist daheim kaum noch imstande, ein fröhlicher und anregender Gatte und Vater zu sein. Man erinnere sich, in welche Umgebung er kommt! Da geht er vielleicht noch lieber in die Versammlung seiner Gewerkschaft oder seines politischen Vereins oder hört sich volkstümliche Hochschulkurse an — ein Wunder der Spannkraft! — oder er fällt müde um acht oder neun ins Bett, um am nächsten Morgen um vier oder fünf sich zu dem nämlichen Tagewerk zu erheben.

Der einzige Tag, an dem er Mensch sein kann, ist bestenfalls der Sonntag. Da zieht er denn mit seinen fünf oder sechs Göhren, den Kinderwagen vor sich herschiebend, in die Biergärten der Vorstädte hinaus oder im Winter in die durchräucherten Konzertsäle. Das ist das einzige bißchen Sonne, das in sein einförmig-graues Dasein hineinscheint. Um die Keime des Familienglücks zum Wachsen und zur Blüte zu bringen, ist es aber, weiß Gott, zu wenig.

SO WIRD die Mutter den Mittelpunkt der Familiengemeinschaft bilden. „Und drinnen waltet . . ." Das tut sie auch in vielen Fällen. Überall, wo auf dem Lande, in der kleinen Stadt der Lohnarbeiter noch einen Fetzen Land besitzt, einen Garten, ein Stück Vieh, ein Häuschen — also wo er kein ganzer, moderner Proletarier ist — da spielt auch die Arbeiterfrau die Rolle der Hausfrau, die durch ihrer eigenen

Hände Arbeit im Hause selbst sich ihren Unterhalt verdient. Aber das ändert sich in dem Maße, wie die kleinen Besitzstücke verschwinden, die Anlaß zu einer halb-produktiven Hausarbeit gegeben hatten; in dem Maße, wie sich der Wohnungsspielraum für den Arbeiter einengt, wie Keller und Boden, Stall und Kammern nacheinander von der Wohnung abbröckeln, wie die ganze Familie in jener elenden Stube endigt, in die wir einen Blick geworfen haben; in dem Maße also, wie alle produktiv-wirtschaftliche Tätigkeit innerhalb des Hauses unmöglich wird, wie alles und jedes, was für Nahrung und Kleidung gebraucht wird, im Laden gekauft werden muß, wie also die baren Ausgaben (zumal der Entgelt für die Wohnung im umgekehrten Verhältnis zu deren Größe wächst), immer mehr anschwellen: da kommt schließlich der Augenblick, wo der Verdienst des Mannes allein nicht mehr hinreicht, die ganze Familie zu ernähren, wo die Frau genötigt wird, ihre Arbeitskraft, die sie im eigenen Haushalt nicht mehr produktiv verwenden kann, auf dem Markte mit dem Manne zusammen zu verwerten, damit ihr beider Barverdienst die wachsenden Ausgaben der Wirtschaft decke. Die Zeit für die „gewerbliche" Frauenarbeit ist erfüllt: ein neues Reis am Baume kapitalistischer Kultur ist entsprungen!

Der Kapitalismus hat es natürlich gleich verstanden, die neue Arbeit bedürfende Kategorie von Menschen in sein Produktionssystem einzugliedern. Durch zwei Tore sind die Frauen in das Gebäude der modernen Wirtschaftsorganisation eingetreten. Das eine Tor war die Hausindustrie. Diese Form der kapitalistischen Unternehmung, die den Arbeiter bei sich zu Hause arbeiten läßt, war seit mehreren hundert Jahren in den modernen Kulturländern

üblich gewesen. Sie war unter dem Einfluß der modernen Technik in zahlreichen Branchen (namentlich der Textilindustrie) schon im Absterben begriffen, als die Entwicklung des städtischen Wesens eine Armee arbeitverlangender Weiber schuf, die nun als Material zur Neubegründung hausindustrieller Organisation sich vortrefflich eigneten. So entstand die „moderne“ Hausindustrie (deren Typus die Konfektionsindustrie ist) auf wesentlich städtischer Basis, wie die ältere Hausindustrie einen wesentlich ländlichen Charakter getragen hatte. Sie schmiegte sich vor allem dem Bedürfnis der verheirateten Frauen, zu Hause arbeiten zu können, in erwünschter Weise an.

Betrachtet man die gewerbliche Frauenarbeit lediglich unter dem Gesichtspunkt der Familienerhaltung oder Familienzerstörung, so läßt sich nicht leugnen, daß die Form der Hausindustrie die weniger schädigende war. Die Frau blieb ihrem kleinen Hauswesen, die Mutter den Kindern tagsüber erhalten. Freilich: einen zersetzenden Einfluß hatte auch schon die hausindustrielle Frauenarbeit. Sie verwandelte die jämmerlich enge Behausung obendrein noch in einen Arbeitsraum und verschlechterte die Wohnverhältnisse dadurch noch beträchtlich, zumal wenn die Arbeit selbst unsauber war, mit Ausdünstungen, Hitze usw. verknüpft, wie etwa bei der Zigarrenindustrie und ähnlichem. Aber immerhin: noch blieb ein letzter Zusammenhang in der Arbeiterfamilie.

Auch der verschwand, als die Frau des Arbeiters ihre Arbeitskraft außer dem Hause verwerten mußte, als sie „Fabrikarbeiterin“ wurde. Die Frauenarbeit in den Fabriken ist nur zum Teil das Werk der Maschine. Vor allem verdankt sie ihre Entstehung der Auflösung des früher kom-

plexen Produktionsprozesses in seine einzelnen Bestandteile
Dadurch wurden eine Menge von Teileinrichtungen ge-
schaffen, die keiner Kraftanstrengung und keiner Vor-
bildung bedurften, sich also für das ganze rohe Material
wie es die arbeitsuchenden Weiber zunächst darstellten
vortrefflich eigneten. Da wurden sie Putzerinnen in einer
Alfenidefabrik oder Sohlenschwärzerinnen in einer Schuh-
fabrik oder Lumpensortiererinnen in einer Papierfabrik oder
sonst was Schönes. Natürlich auch Maschinenarbeiterinnen
Spinnerinnen, Weberinnen, Spulerinnen in der Textilindustrie
in der der größte Teil des Weiberschwarmes Unterschlupf fand.

Die Mutter in der Fabrik! In der Früh hinaus; kaum
über Mittag heim; erst gegen Abend zurück! Also kein
Herdfeuer mehr! Höchstens ein glimmender Aschenhaufen
noch, in dem der Grudetopf schmort, oder wenn auch der
wegfällt, die Kochkiste, die heute ein wichtiges Requisit der
bürgerlichen Sozialreform bildet. Und die Kinder? Ein
Glück, wenn die Kleinsten in einem gut verwalteten Kinder-
hort oder in einer Krippe Aufnahme finden (wohlwollende
Arbeitgeber interessieren sich mit Vorliebe für die Er-
richtung solcher Horte und Krippen, die es den Müttern
„erleichtern", keine Mütter zu sein). Sonst müssen sie bei
der Nachbarin die Zeit verbringen. Die älteren sind ent-
weder auch „auf Arbeit" — ich spreche noch davon —
oder in der Schule. In den Freistunden nimmt sie — nicht
die allgütige „Mutter Landstraße", sondern das Trottoir der
Großstadt auf. Das Schicksal des Proletariers ist im Begriffe
sich zu vollenden: erst das Straßenkind ist der legitime Stamm-
halter aller künftigen Geschlechter dieses heimatlosen Volkes

Das Straßenkind — abermals eine Blüte der Kultur
die erst in unserer Zeit zur vollen Entfaltung gelangt ist

Auch die Bauernkinder tummeln sich in Haufen auf dem Anger oder im Dorfteich; auch die Bürgerkinder der kleinen Stadt spielen in Trupps dieselben Spiele wie die Proletarierkinder der Industrieorte. Und doch — welch eine Welt trennt die Kinder der früheren Zeit von unseren „Straßenkindern". Was jene vor allem von ihnen unterscheidet, ist ihre Allzusammengehörigkeit, ist ihr Gemeinschaftsband von Sippe oder Nachbarschaft her. Im Dorf, in der kleinen Stadt sind es immer dieselben Kinder, die zusammen spielen, Kinder befreundeter oder verwandter Familien, jedes einzelne in seinen Arten und Unarten von dem ganzen Kreise der Eltern und Kinder gekannt. Und wiederum die ganze Schar dem Dorfe, der Stadt wohl vertraut, was sie ausfrißt, am nächsten Tage Gespräch der Nachbarn und der Sippe. Im Grunde eine große, stille Erziehungsgemeinschaft. Dagegen das Straßenkind: ein Blatt, vom Winde herangeweht, das im nächsten Augenblick wieder zu einem neuen Blätterhaufen weitergetrieben wird. Ein in seiner Zusammensetzung ewig wechselnder Haufe fremder Kinder, deren Eltern sich nicht kennen, deren jedes von den Eltern der anderen nicht gekannt wird. Eine formlose Masse, in der nun die stärkeren, aber auch die schlechteren, gemeineren Elemente, ohne daß irgend jemand ihre unheilvolle Wirksamkeit beobachtete und aufzuhalten versuchte, die ganze Schar beherrschen. Eine Rotte, deren physisches und moralisches Schicksal dem Zufall preisgegeben ist.

Die „gewerbliche" Arbeit der verheirateten Frau bildet heute noch nicht die Regel. Immerhin mag es jetzt in Deutschland eine Million Ehefrauen und mehr geben, die ihre Arbeitskraft außerhaus wirtschaftlich verwerten müssen (1895 waren es schon 800000). Und es besteht eine deutlich

wahrnehmbare Tendenz zur Vermehrung der Arbeit de ve-
heirateten Frauen. So stieg von 1882 bis 1895 der An
der verheirateten Frauen an der Gesamtzahl der Arbei
rinnen: in der Industrie von 12.7 auf 16.8 Prozent, i
Handel von 16.9 auf 20.1 Prozent. Eine ähnliche Zunahm
beobachten wir in anderen Ländern mit kapitalistische
Kultur. Und in der Tat muß ja aus den vorhin erwähnte
allgemeinen Gründen das Kontingent, das die verheiratete
Frau auf dem Arbeitsmarkte stellt, ein immer größere
werden. Jeder neue Tag zerstört also eine Familiengemein-
schaft mehr.

BLEIBT das Kind als letzter Rest der Fa-
milie. Das Kind, das auf der Straße de
besten Teil seines Lebens verbringt un
froh sein muß, wenn es noch ein Stück
freies Feld am Ende der Vorstadt, eine
leeren Bauplatz im Innern der Stadt er
gattert, wo es sich tummeln kann. Da
aber auch die stickige Luft des Pot-bouille einatmet, körper-
lich und seelisch inmitten einer vergifteten Atmosphäre gro
wird. Es muß immer erst wieder einmal ein großer Sensa
tionsprozeß kommen, um die dunkeln Tiefen der Ackerstraße
aller Städte zu beleuchten. Zumal in Ländern, in denen di
Prostitution sich durch den ganzen Volkskörper wie ei
schleichendes Gift verbreitet, wird das große Proletarierhau
zu einer Anstalt, in der die Kinder systematisch verdorbe
und zum Laster verführt werden. Man muß wissen, welch
dominierende Rolle „das Fräulein“ unter diesen Menschen
anhäufungen spielt. Wie es nicht nur die Familie, i
deren bester Stube es nistet, mit seinen Interessen umspinnt

sondern auch die ganze heranwachsende Kinderschar des Hauses in seinen Bann zieht, wenn es in eleganter Toilette ausgeht, wenn es den „feinen Herrn“ mitbringt, wenn es Naschwerk unter die Mädels verteilt oder die besonders Bevorzugten zu Botengängen und kleinen Hilfeleistungen heranzieht. Die schützende Mauer des Hauses, der Häuslichkeit, der Familie ist gefallen, hinter der die Unschuld des Kindes gewahrt werden soll, die Schlammwellen spülen an die heranwachsende Jugend im zartesten Alter bis zum Herzen heran. Und man kann immer nur wieder staunen, daß aus diesen Sumpfstätten so viel tüchtige Männer und Frauen doch noch hervorgehen. Wie lange noch?

Einmal schien es, als ob der verwahrlosenden Proletarierbrut das Heil kommen sollte. Als im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts die Fabriken, zumal in England, wie Pilze aus der Erde schossen, die Fabriken mit ihrer Maschinenarbeit oder ihren differenzierten Teilverrichtungen, zu denen man die schwächste Arbeitskraft ganz gut noch verwenden konnte, da wurden Stimmen laut, die also sprachen: „O Männer und Frauen des Proletariats! Da Ihr selbst in die Fabriken geht und also Eure Kinder allein lassen müßt, die aber doch nur Allotria treiben, die auf der Straße im Nichtstun verkommen, wenn Ihr sie nicht behüten könnt: schickt sie doch auch in die Fabrik. Da stiftet Ihr zwiefach Gutes: erstens sind Eure Kinder vortrefflich aufgehoben, denn die Fabriken mit ihren hellen, schönen Arbeitssälen sind wahre Erziehungsanstalten, in denen die Kinder zur Pflicht und Ordnung angehalten werden; und zweitens vermehrt Ihr Eure Einnahmen durch die Verdienste, die Euch Eure Kinder nach Hause bringen.“

Und die Eltern folgten dem Rufe. Und die Schreckenskammer des Kapitalismus war um eine neue Nummer bereichert, die vielleicht die schauerlichste von allen ist: das *arbeitende Kind!*

Also alles zur Unnatur verkehrt! Das Kind, das in seinem Schmetterlingssinne von Blume zu Blume schwebt, dessen ganzes Dasein ein flatterhaftes „Spielen" ist, das jeden Zwang zu anhaltender Beschäftigung als eine lästige Fessel schmerzlich empfindet; das Kind, das lächelnd, sorglos durchs Leben hintändeln soll, das in unserer erstarrten Welt der Zwecke uns die holde Zwecklosigkeit alles natürlichen Daseins verkörpern soll, das in unserer geordnetes nüchternes Leben mit seiner Ungebundenheit, mit seiner Urwüchsigkeit, mit seiner Harmlosigkeit allen Sonnenschein hineinstrahlen soll, das Kind in den leblosen Mechanismus einer Fabrik gezwängt, einem System von Zwecken geopfert, das Kind an eine Maschine geschmiedet, die unerbittlich ein gegebenes Maß stetiger Arbeit heischt! Die Spielplätze verödet! Das heitere Lachen und Singen verstummt!

Und *wie* sie arbeiten mußten, die armen Kleinen!

In den 1840er Jahren veranstaltete die englische Regierung amtliche Enqueten über die Lage der Arbeiter in der Industrie, insbesondere der Kinder. In diesen amtlichen Dokumenten lesen wir, indem wir auf Geratewohl eine Seite aufschlagen:

In den Bergwerken.

Es gibt Fälle, daß Kinder schon mit 4 Jahren, manchmal mit 5, 5—6, 6—7, 7—8 Jahren in diesen Bergwerken zu arbeiten anfangen; das *gewöhnliche* Alter zum Arbeits-

anfang ist aber das 8. bis 9. Lebensjahr. Ein großer Teil der in diesen Bergwerken arbeitenden Leute ist noch nicht 13 Jahre alt; ein noch größerer Teil steht zwischen dem 13. und dem 18. Lebensjahre.

Die Natur der Beschäftigung, welche den jüngsten Kindern obliegt (Türhüten in den Strecken), bedingt, daß sie in die Grube kommen, sobald die Arbeit beginnt und diese erst verlassen, wenn Feierabend gemacht wird. Diese Beschäftigung, welche kaum Arbeit genannt werden kann, würde, da die Kinder dabei gewöhnlich im Dunkeln und ganz allein sind, der schlimmsten Einzelhaft gleichkommen, wenn nicht die Kohlenkarren von Zeit zu Zeit hin und wieder führen. In den Distrikten, in welchen die Kohlenflöze so mächtig sind, daß Pferde in den Werken verwendet werden, oder in welchen die Nebengänge von den Werken nicht sehr lang sind, wird die Lage dieser Kinder durch das aus den Hauptgängen hereinfallende Licht verhältnismäßig weniger traurig, langweilig und betäubend; in anderen Distrikten aber sind sie, solange sie in der Grube sein müssen, immer im Finstern und ganz allein, und viele Kinder sagen, daß während des größeren Teiles des Winters Wochen vergehen, ohne daß sie das Licht des Tages erblicken, außer an den Tagen, an welchen die Arbeit ausgesetzt wird, und an Sonntagen.

Die harte Arbeit des Schiebens und Ziehens der Kohlenwagen von den Werken nach den Hauptgängen oder bis an den Eingang des Schachtes beginnt zu verschiedenen Lebensjahren, von sechs Jahren an aufsteigend; es ist dies eine Arbeit, welche, wie alle Zeugen versichern, das unausgesetzte Anstrengen aller physischen Kräfte der jugendlichen Arbeiter erfordert.

Zustände der arbeitenden Kinder in Gewerben un Manufakturen.

Es kommen Fälle vor, daß Kinder schon im Alter vo drei und vier Jahren zu arbeiten anfangen und nicht selte im Alter von fünf und zwischen fünf und sechs Jahre, während im allgemeinen die regelmäßige Anstellung m sieben oder acht Jahren beginnt. Die große Mehrzahl de Kinder haben also vor dem neunten Lebensjahre ang fangen zu arbeiten, obgleich es einige wenige Gewerb gibt, bei welchen die Kinder erst vom zehnten oder ga zwölften Lebensjahre an oder in noch vorgerückterem Alte angestellt werden.

Ein großer Teil von all den in diesen Gewerben un Manufakturen beschäftigten Personen besteht aus junge Leuten, die das dreizehnte Lebensjahr noch nicht erreic haben, und ein noch größerer Teil aus solchen, die zwische dreizehn und achtzehn Jahre alt sind, obgleich in einige Fällen die Zahl derjenigen, die noch nicht dreizehn sin der Zahl derer zwischen dreizehn und achtzehn Jahre gleichkommt, ja dieselbe sogar, wie es einzelne Beispiele beweisen, noch übersteigt.

In verhältnismäßig sehr vielen dieser Gewerbe un Manufakturen arbeiten Mädchen in demselben zarten Alte mit Knaben zusammen; in einigen sogar ist die Anzahl de Mädchen größer als die der Knaben; und in einigen wenige Fällen wird die Arbeit, insoweit als sie von Nichterwachsene getan wird, fast ganz allein durch Mädchen und jung Frauenzimmer verrichtet.

In der größeren Mehrzahl sind aber die Werkstätte in allem, was Abzugsgräben, Ventilation und gehörige Regulierung der Temperatur anbelangt, höchst schlecht be

stellt, ja sogar auf Reinlichkeit wird wenig oder gar nicht geachtet.

Selbst da, wo giftige Substanzen in den Gewerben und Manufakturen angewendet werden, besteht in der Regel keine Einrichtung zum Wechseln der Kleider beim Nachhausegehen oder zum Waschen, wenn die Arbeiter während der Eßstunden in der Fabrik bleiben, noch seltener findet sich eine Vorrichtung, vermöge welcher die Arbeiter ihr Essen zurichten oder wärmen können.

In allen Distrikten sind die Aborte in einem ekelerregenden, unflätigen Zustand, und in vielen Fällen müssen dieselben von Männern und Frauen zusammen benutzt werden; aber in fast allen kürzlich entstandenen Gebäuden hat man viel mehr wie in solchen älteren Datums dafür Sorge getragen, daß die Gesundheit und Bequemlichkeit der Arbeiter hinlänglich beachtet werden.

In einigen Fällen übersteigt die Arbeitszeit nicht 10 Stunden, die Zeit während der Mahlzeit abgerechnet, manchmal aber beträgt sie 11, häufiger 12 Stunden, und in sehr vielen Fällen dauert die Arbeitszeit 15, 16 und selbst 18 aufeinanderfolgende Stunden.

Beinahe überall arbeiten die Kinder ebenso lange wie die Erwachsenen, manchmal 16, selbst 18 Stunden ohne Unterbrechung

In vielen dieser Gewerbe und Manufakturen, besonders bei den Stecknadelfabrikanten, den Nagelschmieden, den Spitzenklöpplern, wie in den Strumpfmanufakturen, Kattundruckereien, Töpfereien und Tabakfabriken erhalten die Kinder weder gutes und genügendes Essen, noch warme und anständige Kleider; viele beantworten an sie gestellte Fragen dahin, daß sie selten oder nie genug zu essen hätten, und

viele sind nur in Lumpen gehüllt. Auch ist es eine all-
gemeine Klage, daß sie aus Mangel an ordentlichen Kleidern
die Sonntagsschule oder Kirche nicht besuchen können.

Das waren die Erziehungsanstalten, in denen die Kleinen
in Zucht und Ordnung gehalten und zu nützlichen Gliedern
der menschlichen Gesellschaft gebildet wurden.

Welche vortrefflichen Resultate die Anstalten erzielten,
darüber gibt uns die englische Enquete auch den erwünsch-
ten Aufschluß:

„Eine gewisse Anzahl von Kindern dieser Distrikte, die
in solcher Weise tätig sein müssen, sind von derber Gesund-
heit und lebhaftem Wesen, wenn sie auch im allgemeinen
unter der gewöhnlichen Größe zurückbleiben; aber in der
großen Mehrzahl leidet das körperliche Befinden der Kinder
sehr ernstlich unter den vereinten schädlichen Wirkungen
des so frühzeitigen Arbeitens, der so langen Arbeitszeit und
der mangelhaften, ungenügenden Nahrung und Kleidung;
sie sind meistens verkümmert, sehen blaß, zart und kränk-
lich aus, kurz, machen den Eindruck einer Generation,
deren physische Kräfte immer mehr abgenommen haben.

Die am meisten unter ihnen grassierenden Krankheiten,
für die sie weit empfänglicher sind als Kinder desselben
Alters und Standes, die nicht zu arbeiten brauchen, sind
krankhafte Zustände der Ernährungsorgane, Krümmungen
und Verrenkungen des Rückgrats, verunstaltete Gliedmaßen
und Krankheiten der Lunge, die mit Abzehrung oder Schwind-
sucht endigen."

Und die „Erziehung", diese Hauptaufgabe, wie wurde
sie gelöst?

„Ein Mädchen, 11 Jahre alt, gibt an, daß es sowohl
Tages- als Sonntagsschule besucht, hat aber niemals von

einer anderen Welt, noch vom Himmel, noch von einem anderen Leben gehört. Ein junger Mann, 17 Jahre alt, wußte nicht, wieviel 2 mal 2 ist, oder wieviel farthings ein two-pence Stück hat, selbst als er das Geld in die Hand bekam. Einige Knaben hatten nie von einem Ort wie London gehört, ja nicht einmal von Wilenhall, das doch nur 3 Meilen entfernt liegt und in beständigem Verkehr mit Wolverhampton steht. Andere haben nie den Namen Ihrer Majestät nennen hören, noch von Wellington, Nelson, Bonaparte usw. gehört. Sehr bemerkenswert aber ist es, daß alle diejenigen, die niemals die Namen St. Paul, Moses oder Salomon vernommen hatten, allgemein mit der Person und dem Lebenslauf des Dick Turbin, eines Straßenräubers, und mehr noch mit demjenigen des Jack Shepperd, eines Räubers und Ausbrechers, sehr vertraut waren. Selbst wenn die Sonntagsschulen regelmäßig und jahrelang besucht worden sind, ist die Begriffsverwirrung dieser armen Kinder eine ganz stupende. Nach sechsjährigem Besuch der Sonntagsschule sagt z. B. ein Kind: „Ich weiß, wer Jesus Christus war: er starb am Kreuz und vergoß sein Blut, um unsern Erlöser zu retten.“ Ein anderer junger Mann von 16 Jahren meint: Jesus war vor langer Zeit ein König von London.“ Wenn die Kinder ihr Abendgebet hersagen, wie es viele tun, so sagen sie nur die beiden ersten Worte des Vaterunsers her: „Unser Vater“ — das ist alles, was sie wissen, und da viele unter ihrem Vater arbeiten, so ist dies wohl der einzig richtige Sinn, in dem sie die Worte gebrauchen können.

Nach dem Bericht des Mr. Horne über den Zustand und Charakter der jugendlichen Bevölkerung im Distrikt von Wolverhampton befindet sich die Mehrzahl der dortigen

Kinder auf der denkbar niedrigsten Stufe der Moral im vollsten Sinne des Wortes. Nicht daß sie besonders lasterhaft und verbrecherisch wären, aber es fehlt ihnen jedes moralische Gefühl. Sehr oft auch haben sie sehr wenig moralisches Pflichtgefühl und Zuneigung zu ihren Eltern. Er sagt: „Ich schreibe dies zum großen Teil dem Umstand zu, daß die Kinder in so zartem Alter schon zur Arbeit geschickt werden und daß die Eltern fast allein auf den Verdienst der Kinder bedacht und darum besorgt sind. Instinktiv fühlt das Kind, daß es nur als ein Stück Maschine benutzt wird. Bald läßt bei der fortwährenden Arbeit die Liebe zu den Eltern nach und erstirbt ganz. Geschwister werden in früher Jugend getrennt und wissen oft später nur wenig voneinander, da sie kaum Zeit hatten, sich kennen zu lernen." Dieses frühe Arbeiten der Kinder bringt die zartempfindlichen Seelen in unmittelbaren Kontakt mit allerlei Gemeinheit und Roheit, und dadurch wird jede Wahrheitsliebe, jedes Zartgefühl, kurz, jede Tugend des Charakters aufs äußerste gefährdet, jeder Grundsatz, wo ein solcher etwa in des Kindes Gemüt einzuprägen versucht worden ist, im Keime wieder erstickt."

Manche dieser Übelstände sind heute in den meisten Ländern durch die Gesetzgebung beseitigt worden. Aber „das Arbeiterkind" ist noch immer nicht aus unserer Gegenwart verschwunden. Wurden doch vor einigen Jahren noch mehr als eine halbe Million (544000) gewerblich tätiger Kinder unter 14 Jahren in Deutschland allein ermittelt (ohne die in der Landwirtschaft und im Gesindedienst tätigen); über die Hälfte davon war in der Industrie beschäftigt; ein großer Teil (135000) verrichtete Austragdienste (das sind u. a. die Kinder, die morgens vor der

Schule drei, vier Stunden lang Semmel bei der „feinen“ Kundschaft herumtragen), andere waren im Handel tätig (das sind die Tausende, die in kalten Winternächten blaugefroren in den Straßen unserer Großstädte Hampelmänner, Streichhölzer, Schäfchen, Apfelsinen usw. verkaufen).

Aber der Begriff der Kinderarbeit und ihr zersetzender Einfluß reichen viel weiter, als man gewöhnlich annimmt.

Statistik und Gesetzgebung reden von „Kinderarbeit“, wenn Kinder unter 10, 12, höchstens (wie bei uns in Deutschland, wo der Schutz am weitesten geht) 13 und 14 Jahren gewerblich tätig sind. Kinder aber, echte und rechte Kinder im Sinne der Familiengemeinschaft sind die heranwachsenden Buben und Mädchen noch viele Jahre, nachdem sie „im gesetzlichen Sinne“ aufgehört haben, Kinder zu sein. Kinder bleiben sie bis zum 18., ja viele bis zum 20. Jahre. Und alle Blüten des echten Familienlebens entfalten sich gerade erst, wenn „die Kinder“ anfangen verständig zu werden, wenn sie „Menschen“ werden. Die tiefsten Eindrücke im Hause empfangen gerade die halbwüchsigen Jünglinge und Jungfrauen, die Tugenden der Pietät, des Respekts, der Unterordnung, das Autoritätsbewußtsein werden gerade in diesen Jahren der Pubertät den heranwachsenden Familiengenossen eingepflanzt. Für die Eltern erwächst aus dem steten Verkehr gerade mit den werdenden, jungen Menschen, aus der stillen Führung der sich ins Leben hineintastenden Seelen die rechte Befriedigung. Den nachwachsenden jüngeren Geschwistern sind sie das Vorbild, die geborenen ersten Freunde und Berater. Eine traurige Familie oder gar keine Familie, wo die Bande der Häuslichkeit zerrissen werden, wenn die Kinder noch im unreifen Alter stehen, die selbst damit der wertvollsten

Einwirkung der Familiengemeinschaft auf die Entfaltung ihres Wesens verlustig gehen.

Daß aber die halbwüchsigen Burschen und Mädchen in den Kreisen des Proletariats schon „selbständig“ leben, bildet wohl die Regel. Die Anzahl der jugendlichen „Erwerbstätigen“ beträgt Millionen. Nach der Berufszählung von 1895 waren in Deutschland von allen erwerbstätigen Personen noch nicht 20 Jahre alt über 4 Millionen, das ist bald ein Viertel (22.3 %) aller Erwerbstätigen und ihre Zahl nimmt rasch zu, zumal in Industrie und Handel, wo sie jetzt über 2 Millionen beträgt. So waren von den in der Industrie erwerbstätigen Personen unter 20 Jahre alt im Jahre 1882 19.7 %, 1895 schon 21.9 %, in Handel und Verkehr 1882 11.7, 1895 15 %.

Die gewerbliche Arbeit der heranwachsenden Jugend in den Jahren, die von Rechts wegen noch der Ausbildung gewidmet sein sollten, verdankt ihre Entstehung vor allem der Not der Eltern, die froh sind, „wenn die Kinder ins Verdienen kommen“ und ihre hungrigen Mäuler selbst zu stopfen anfangen. Aber sie hat ihre Wurzel auch in dem zunehmenden Selbständigkeitsdrange der jungen Generation, die den Fesseln der Familiengemeinschaft entgehen will. Daß sie es kann, ist wiederum das Verdienst des Kapitalismus, der die Arbeit in einer Weise organisiert hat, die, wie ich zu verschiedenen Malen schon festzustellen Gelegenheit hatte, jugendlichen, unreifen, ungelernten Arbeitskräften die Möglichkeit gibt, sich „gewinnbringend“ zu betätigen.

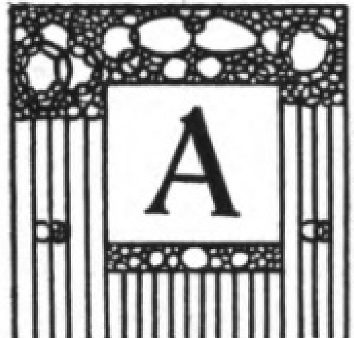
Um die Tragweite dieser Erscheinung ganz zu ermessen, müssen wir uns klar werden, daß die eigentümlichen Unterordnungsverhältnisse, die die frühere Familie kennzeichneten und die zu einer Reihe bedeutsamer Charaktereigenschaften

den Grund legten, die vor allem die Quelle allen Autoritätsgefühls waren, im wesentlichen auf der ökonomischen Abhängigkeit der Kinder bis in ein reiferes Alter hinein beruhten. Je länger das Wirtschaftssystem die ökonomische Verselbständigung des Nachwuchses hinausschiebt, eine desto größere Rolle spielt in der von ihm getragenen Bevölkerungsschicht die Autorität. Sie ist am stärksten in der Bauernschaft alten Schlages, wo nur der älteste Sohn überhaupt selbständig wird und das auch erst, wenn er als gereifter Mann den Hof vom Vater übernimmt; sie ist aber auch noch stark im alten Handwerkertum, wo auch erst der Erwerb der Meister-, höchstens aber der der Gesellenschaft den jungen Mann selbständig macht. In beiden Wirtschaftssystemen blieb die Frau ihr ganzes Leben lang ökonomisch unselbständig und damit dem Manne untertänig.

Im Proletariat sind alle diese Verhältnisse von Grund aus verändert. Die Sechzehn-, Siebzehnjährigen beiderlei Geschlechts sind „selbständig Erwerbende". Sie brauchen den Familienverband nicht mehr. Und weil sie ihn ökonomisch nicht mehr brauchen, sind sie auch nicht gewillt, ihm die Opfer an Selbständigkeit und Freiheit zu bringen, die der Abhängige auch gegen seinen Willen bringen muß. Und wie die Kinder sich von den Eltern wirtschaftlich und damit auch ethisch emanzipieren, so die Frau vom Manne. Der starke Individualismus unserer Zeit hat in der breiten Masse der Bevölkerung, im Proletariat, seine festesten Wurzeln in der geschilderten Neuordnung der Erwerbsverhältnisse.

Daß aber das frühe Flüggewerden der Brut im Proletariat der alten Familiengemeinschaft, die wir an allen

Ecken und Enden aus tausend verschiedenen Gründen zerbröckeln sehen, gar völlig den Garaus macht, wird für den Einsichtigen nicht zweifelhaft sein können.



UCH frühere Kulturen haben abhängige Arbeiter gekannt, Arbeiter, die nicht selbständige Wirtschaftssubjekte waren und also nicht auf eigene Gefahr produzierten, sondern im Dienste anderer standen, für fremde Leute schufteten: die Sklaven des Altertums, die Hörigen des Mittelalters, die Gesellen und Lehrlinge im Handwerk.

Aber was allen diesen Abhängigkeitsverhältnissen der früheren Zeit gemeinsam gewesen war, war dieses: daß Herrn und Knechte, Meister und Gesellen, kurz das leitende Wirtschaftssubjekt und seine dienenden Organe ein Band verknüpfte, das über das Nehmen und Geben einer bestimmten Arbeitsleistung hinaus die gesamte Persönlichkeit umschlang und Herrn und Diener zu einer dauernden Gemeinschaft verband: die Arbeitsgemeinschaft.

Diese Arbeitsgemeinschaft hatte dem abhängigen Arbeiter eine Art von Halt gewährt: sittlichen oder ökonomischen. Sie hatte ihn der völligen Vereinsamung entrissen, hatte ihn in ein menschlich-organisches Ganze eingefügt, hatte ihm auch die nagende Sorge um das tägliche Stückchen Brot benommen.

Das hatte selbst vom alten Sklavenverhältnis gegolten, das, wie wir jetzt wissen, in den früheren Zeiten, zum Beispiel Griechenlands und Roms, einen gemütlich-patriarchalischen Charakter trug. Herren und Sklaven einte ein sittliches Band: der Herr fühlte sich seinem Sklaven gegen-

über moralisch verantwortlich, und dieser empfand Treue und das Gefühl der Hingabe an seinen Herrn. Erst das Vordringen kapitalistischer Grundsätze zerstörte dieses alte Dienverhältnis, entfernte alle sittlichen Potenzen aus den Beziehungen zwischen Herrn und Sklaven. Aber auch dann blieb noch dem Sklaven ein gewisses Maß ökonomischer Sicherheit, das er dem Interesse des Herrn an seiner Erhaltung verdankte.

Eine tiefinnerliche Gemeinschaft schuf dann das Mittelalter in der handwerksmäßigen Organisation.

Das Verhältnis des Leiters handwerksmäßiger Produktion — des „Meisters" — zu seinen Hilfspersonen — den Gesellen, Knechten, Knappen, Knaben, Dienern, Helfern, Gehilfen und wie die Bezeichnungen sonst noch lauten mögen, sowie den Lehrlingen — und dieser zu ihm, wird man nur dann richtig verstehen, wenn man sich den familienhaften Charakter vergegenwärtigt, den alles Handwerk ursprünglich trägt: die Familiengemeinschaft ist der älteste Träger dieser Wirtschaftsform und sie bleibt es auch dann noch, als schon fremde Personen zur Mitwirkung herangezogen werden. Geselle und Lehrling treten in den Familienverband ein mit ihrer ganzen Persönlichkeit und werden von ihm umschlossen zunächst in der gesamten Betätigung ihres Daseins. Die Familie samt Gesellen und Lehrlingen ist Produktions- und Haushaltungseinheit. Alle ihre Glieder sind Schutzangehörige des Meisters, sie bilden mit ihm ein organisches Ganze, ebenso wie es die Kinder mit ihren Eltern tun. (Das weitere siehe in meinem „Modernen Kapitalismus", Band I, Seite 118 ff.)

Die größere Familie gleichsam, in die sich der einzelne Arbeiter eingegliedert sah, war das ganze Handwerk, dem er angehörte, dem er Pflichten schuldig war, das aber auch

für ihn sorgte, wenn er in Not geriet. Der wandernde Geselle fand in jeder Stadt, in die er kam, die Herberge seines Gewerks, wo er nächtigen konnte, die Handwerksgenossen, die sich seiner annahmen, ihm Arbeit oder Unterhalt verschafften. Er war nie ganz allein.

Und diese Bindung, diese Gemeinschaft zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer dauerte dann auch noch eine lange Zeit an, als schon der moderne Kapitalismus sich auszubreiten begann. Das heißt: auch das moderne proletarische Lohnarbeiterverhältnis trug noch jahrhundertelang Züge der alten patriarchalischen Arbeitsverfassungen an sich.

Da ist der kontraktlich gebundene ländliche Arbeiter, der Inste unseres Ostelbiens. Ein „freier" Lohnarbeiter, d. h. kein Sklave, kein Höriger mehr im rechtlichen Sinne. Aber doch noch in einer Art von Hörigkeitsverhältnis zum Gutsherrn und damit zu einer Art von Arbeitsgemeinschaft mit diesem verbunden. Er hat einen Kontrakt für sich und seine Familie auf mindestens ein Jahr; er wohnt in dem Hause, das ihm die Herrschaft zur Verfügung stellt; er bekommt als Entgelt für seine Arbeitsleistungen (die selbst nicht im einzelnen spezifiziert sind) ein Stück Land, das mit dem Gutslande „im Gemenge" liegt und mit diesem bewirtschaftet wird, eine Kuh, die er mit der herrschaftlichen Herde auf die Weide treibt, und dann: Anteil am Erdrusch, den er besorgt. So sind seine Interessen mit denen der Gutsherrschaft auf das engste verbunden, er fühlt sich als einen Teil der ganzen Gutswirtschaft, zwischen Gutsherrn und Arbeiter besteht eine Interessensolidarität, die in einem patriarchalischen Dienstverhältnis ihren Ausdruck findet. Wiederum ist der Arbeiter vor der Vereinsamung, vor der bitteren Not der Stunde geschützt.

Aber auch in Handel und Industrie dauerte die alte Arbeitsgemeinschaft auch in kapitalistischer Zeit noch an. Zumal der Handel alten Stils betonte gern das familienhafte Verhältnis, das zwischen Prinzipal und Gehilfenschaft obwaltete. Ich brauche nur an die Schilderungen zu erinnern, die Gustav Freytag in „Soll und Haben" uns von den Zuständen im Hause T. O. Schröter entworfen hat.

Das reine proletarische Arbeitsverhältnis kennt von all jenem ethischen und patriarchalischen Beiwerk nichts mehr. Die Grundsätze kapitalistischen Wesens haben es ganz durchdrungen. Auch der moderne Arbeitsvertrag soll nichts mehr und nichts weniger als ein Geschäft sein, das der einzelne, selbständige Arbeiter mit dem Unternehmer über eine bestimmte Arbeitsleistung abschließt. Die bare Zahlung ist das einzige Band, das die beiden Kontrahenten miteinander verbindet. Jede Interessengemeinschaft ist gelöst, ebenso jede Arbeitsgemeinschaft.

Das bedeutet nun aber für den Arbeiter: seine Vereinzelung, seine Vereinsamung.

Ideell: er hat keine inneren, gemütlichen Beziehungen mehr zu seinem Arbeitgeber; er schuldet ihm keinerlei Treue und Hingebung mehr, aber er empfängt dafür auch keinerlei Wohlwollen, keinerlei Rat und Schutz, keinerlei väterliche Fürsorge.

Materiell: da er der Regel nach nur auf kurze Zeit sich dem Unternehmer verdingt, dieser also auch das Recht hat, den Arbeiter jederzeit zu entlassen; da ferner der Arbeitsvertrag sich nur auf bestimmte Leistungen bezieht, also hinfällig wird, wenn der Arbeiter auch nur vorübergehend (wegen Krankheit oder dergl.) oder gar dauernd (wegen Invalidität, Verletzung oder dergl.) seinen Verpflich-

tungen nicht nachkommt, so ist der Arbeiter, der im rein proletarisch-kapitalistischen Arbeitsverhältnis steht, in jedem Augenblicke der Gefahr ausgesetzt, seine Stellung zu verlieren und damit die Möglichkeit, sich seinen Unterhalt zu verschaffen. Denn keine Arbeit bedeutet für ihn: keinen Lohn, kein Lohn aber: kein Brot, kein Leben.

Der junge Arbeiter hat freudigen Mutes seinen Hausstand begründet. Anfangs ging alles nach Wunsch. Er hatte seinen guten Verdienst als Monteur in der Maschinenfabrik, die Frau arbeitete für ein großes Konfektionshaus. Man fing an, die Möbel, die man „auf Abzahlung" gekauft hatte, allmählich zu eigen zu erwerben, und schon schien die Aussicht sich zu eröffnen, einen kleinen Notpfennig zurückzulegen, um für die schlimmsten Fälle gesichert zu sein. Da fängt der Mann an zu kränkeln. Er kann nicht mehr denselben Verdienst heimbringen wie früher. So wird die Frau doppelt schuften, aber sie reibt sich selbst auf und macht die Kinder, die sich eingestellt haben, mit krank. Der Arzt, der Apotheker präsentieren große Rechnungen. Die Einnahmen schmelzen zusammen, die Ausgaben wachsen. Der Möbelhändler drängt wegen der fälligen Raten. Man wird zahlen, sobald man wieder mehr verdient. Aber die Kränklichkeit des Mannes geht nicht vorüber. Da, eines Tages erhält er die Kündigung: man hat eine frischere Kraft an seinen Platz gestellt. Der junge Hausstand ist ruiniert.

Ein Arbeiter ist alt und grau geworden als Buchhalter oder Kommis in einem Handelsgeschäfte. Er hat mit Sorgen zu kämpfen gehabt sein Lebtag, hat die Kinder aber groß gebracht; die sind nun flügge und aus dem Hause, so hofft er auf ein leidlich sorgenfreies Alter. Und das ist ihm

gesichert, wenn er nur seine Stellung behält, zu der er sich durch zähen Fleiß und treue Pflichterfüllung im Laufe der langen Jahre hinaufgearbeitet hat. Aber seine Hoffnung hat ihn getäuscht. Die Anforderungen des Geschäftes haben es nötig gemacht, daß man die älteren Angestellten durch jüngere, leistungsfähigere Männer ersetzte. Der Alte kann gehen und zusehen, wo er nun sich sein tägliches Brot verdient. Die Sorgen sind mit den Jahren nicht gewichen.

Aber das sind Schicksalsschläge, in denen noch nicht einmal die ganze Eigenart des Proletarierloses zur Erscheinung kommt. Krankheit, Siechtum, Alter haben zu allen Zeiten dem armen Volke zu allem Seelen- und Körperleid noch Sorgen und Kummer gebracht, haben ihm die Existenz erschwert oder sie gar in Frage gestellt. Ein Schicksal aber, das das furchtbarste für den modernen Proletarier ist, hat wohl keine frühere Zeit, wenigstens keine als Massenerscheinung gekannt: die „Arbeitslosigkeit", das heißt die Tatsache, daß auch der gesunde, arbeitswillige Arbeiter keine Arbeit und damit keinen Verdienst zu finden imstande ist.

Die Mutter sitzt mit den Kindern daheim „in der Stube" und harrt der Wiederkunft des Mannes, der „Arbeit suchen" gegangen ist. Dasselbe Lied seit vier Wochen: der kräftige Mann, dem Arbeitslust aus allen Mienen spricht, ohne Stellung. Die kleinen Ersparnisse sind aufgezehrt; die Wertgegenstände versetzt; beim Krämer läuft die Rechnung auf, nächstens wird auch von ihm nichts mehr geliefert werden; man muß daran denken, die nötigten Kleider und Betten ins Pfandhaus zu tragen; der Wirt droht mit Kündigung, weil man mit der Monatszahlung im

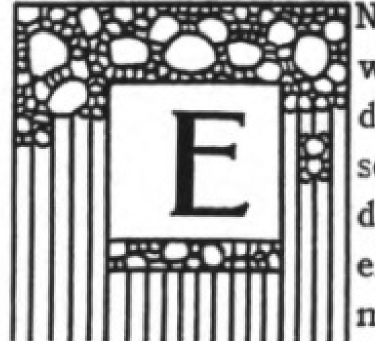
Rückstande ist. Und man will ja so gern arbeiten, arbeiten von früh bis spät, um die Not zu bannen. Aber es gibt keine Arbeit. Der Mann wurde entlassen, weil der Geschäftsgang anfing, „flau" zu werden; mit ihm erhielten ein paar tausend Kollegen die Kündigung. Und alle Bitternis, aller Jammer schafft nicht die leiseste Möglichkeit, wieder zu Arbeit und Verdienst zu kommen. Welche herzergreifenden Bilder, wenn wir die Hunderte kräftiger Männer vor dem Fabriktor warten sehen, wo sie — wieder vergeblich! — nach Arbeit fragen, wenn wir frische Burschen mit zerlumpten Kleidern auf der Landstraße müde einherziehen sehen und auf die Frage nach dem Ziel ihrer Wanderung die Worte vernehmen: Arbeit suchen wir seit Tagen und Wochen; wenn Hunderte bleicher Gestalten die Ausgabestellen der Intelligenzblätter umlagern und sich gierig über die eben erscheinende Zeitung stürzen, um die „angebotenen Stellen" zu durchmustern und dann fortstürzen, jeder in der Hoffnung, der erste zu sein, der sich anbietet! Welches furchtbare Bild, wenn in den großen Städten sich das Heer der Arbeitslosen formiert, wie eine geschlagene Armee lautlos in endlosen Zügen durch die Straßen zieht und nichts fordert als Arbeit!

Die „soziale Arbeitslosigkeit", wie man diese moderne Art der Arbeitslosigkeit genannt hat, ist eine Begleiterscheinung des kapitalistischen Wirtschaftssystems: sie folgt aus dem Rhythmus dieses Wirtschaftssystems, dem Auf und Nieder der Konjunktur, dem Auf und Nieder der Saisonarbeit. Sie nimmt regelmäßig zu bestimmten Jahreszeiten — im Winter, wenn die Bautätigkeit ruht — an Umfang zu, und ihre Stärke wechselt in längeren Perioden unregelmäßig je nach der Häufigkeit wirtschaftlicher Depressionen.

In schlimmer Zeit können bis 10% der Arbeiterschaft beschäftigungslos werden; in Zeiten guter Konjunktur wird das Heer der Arbeitslosen bis auf einige Reste aufgesogen, die als eine Art von Bodensatz selbst in den Zeiten flottesten Geschäftsgangs zurückbleiben. Immer also gibt es in einem Lande mit kapitalistischer Wirtschaft, auch zur schönen Sommerszeit, einige hunderttausend Menschen, die „arbeitslos" in dem hier gemeinten Sinne sind, das heißt: die arbeiten können, arbeiten wollen, aber keine Arbeit finden; also weder zu den Vagabunden noch zu den Kranken oder Invaliden gehören. In Deutschland wurden solche Arbeitslose bei der letzten allgemeinen Zählung (1895) an einem Sommertage (14. Juni) 143 166 Personen ermittelt. In dem selben Jahre, das schon ein Jahr guten Geschäftsganges war, wurden am 2. Dezember 479 000 Arbeitslose gezählt; ias sind 3,49% sämtlicher Arbeitnehmer. Nach der Statistik der englischen Gewerkvereine stieg die Zahl ler Arbeitslosen in ungünstigen Jahren auf über 7% 1893 bis 7.5%). Und das sind die „gelernten Arbeiter", st die Elite der Arbeiterschaft, in deren Kreisen die Arbeitslosigkeit noch weniger zu Hause ist, als unter len „ungelernten" Arbeitern, den unteren Schichten der Arbeiterschaft.

Also Hunderttausende und in schlimmen Zeiten Millioen arbeitswillige und arbeitsfähige Menschen sind in unseren Culturländern der Not und dem Hunger preisgegeben, weil ie Gesellschaft keine Arbeit für sie hat.

Ich glaube: die Erkenntnis dieser Tatsache ist für die Bildung der modernen Proletarierpsyche von einziger Beeutung gewesen. Wir werden noch sehen, welche Seelentimmungen sie erzeugen mußte.



NDLICH hat der Proletarier auch so gut wie alles Gemeinschaftsleben eingebüßt, das ehedem aus der Zugehörigkeit zu demselben Berufe sich ergab. Nicht nur daß die alten Berufsverbände, die dem einzelnen einen Halt im Leben boten, mit der kapitalistischen Entwicklung zertrümmert sind: auch alle die Gefühle der Berufszugehörigkeit, des Berufsstolzes, der Berufsehre, die den einzelnen Arbeiter erfüllten und hoben und ihn zu einer geistigen, wertvollen Gemeinschaft mit seinen Berufsgenossen verbanden, sind der modernen Zeit zum Opfer gefallen.

Weil sowohl die äußeren wie namentlich auch die inneren Beziehungen, die der technische Arbeiter zu einer bestimmten Arbeitssphäre hat, immer lockerer werden; weil die innere Verwachsung mit der bestimmten Arbeit immer schwieriger wird.

Aus einer Reihe von Gründen wechselt der moderne Lohnarbeiter seine Stellung möglichst oft und arbeitet vorübergehend in den verschiedensten Gewerben. So erzählt (um ein allerdings besonders krasses Beispiel herauszugreifen) Heinrich Herkner folgenden Fall: ein ihm bekannter Arbeiter sei auf seinen Wanderzügen durch die Schweiz, durch Süd- und Norddeutschland der Reihe nach in folgender Art tätig gewesen: er begann als Schleifer in einer Silberwarenfabrik, ging dann zur Gasinstallation und später zur Arbeit in einem Gaswerk über; aus diesem kam er in eine Kammgarnspinnerei, dann in eine Maschinenfabrik, um schließlich wieder zur Silberbearbeitung zurückzukehren. Nachdem er einige Zeit Löffel gehämmert, betätigte er sich in einer Fabrik für Schiffchen-Stickmaschinen. Hierauf trat

r in ein Milchgeschäft ein, kehrte aber bald wieder zur ilberarbeit zurück, freilich nicht ohne diese noch durch Arbeiten auf einer Schiffswerft und in einer Kesselschmiede nterbrochen zu haben.

Mit welcher „Berufstätigkeit" sollte dieser Arbeiter nun erwachsen? Gewiß, wie ich schon sagte, ist das ein beonders krasser Fall. Aber daß der häufige Berufswechsel ine normale Erscheinung bei der Arbeiterschaft unserer age ist, weiß jeder, der sich je mit den Verhältnissen veraut zu machen Gelegenheit gehabt hat.

Zu dieser freiwilligen, subjektiven Unbeständigkeit ommt nun eine für den Arbeiter erzwungene, objektive Vandelbarkeit der Berufssphären, die aus der modernen chnischen Entwicklung unmittelbar folgt.

Man weiß, daß unsere Zeit eine Epoche unerhört zahlicher beruflicher Neubildungen ist. Das gilt vor allem ir die Sphäre der gewerblichen Produktion. Hier sind die ten Handwerke großenteils durch gänzlich andersgeartete idustrien ersetzt; ehemals zusammengehörige Tätigkeiten nd zerlegt, wesensverschiedene Verrichtungen zu einem nheitlichen Produktionsprozesse zusammengefügt, zahlreiche erufe (man denke nur an die chemische Industrie oder an e Surrogatindustrie!) überhaupt neu geschaffen worden. ber es ist nicht nur eine Eigenart der kapitalistischen irtschaft, daß sie berufliche Neubildungen hervorruft; cht minder bezeichnend ist es für sie, daß sie den neugehaffenen Gewerbezweig einer unausgesetzten weiteren Umldung unterwirft, die Berufsbildung kommt also niemals r Ruhe. Das ist in der Eigenart der kapitalistischen teressen und der ihr dienstbar gemachten Technik und triebsorganisation gleichermaßen begründet.

Also schon aus diesen äußeren Gründen — wegen des häufigen Wechsels — vermag sich ein Gefühl der Berufs-zugehörigkeit und also auch das Bewußtsein einer Berufs-gemeinschaft heute nur schwer zu entwickeln.

Aber noch bedeutsamer ist wohl die Tatsache, daß auch die Möglichkeit, mit seinem Denken und Fühlen ein fes inneres Verhältnis zu einem bestimmten Berufe zu gew nen, immer geringer geworden ist. Zweifellos wird das Bewußtsein der Berufszugehörigkeit um so stärker sein, eigenartiger die ausgeübte Tätigkeit ist; dagegen muß das Berufsgefühl auf ein Minimum herabsinken, wenn die Täti keit ihre qualitative Färbung so gut wie verloren hat.

Nun bringt es aber die moderne Entwicklung in zah reichen Sphären des Wirtschaftslebens, namentlich wieder der Sphäre der Industrie mit sich, daß in der die Arbeit des einzelnen Arbeiters immer mehr ihre quali tative Färbung und somit die spezifische Kraft zur Bildung eines Berufsgefühls verliert.

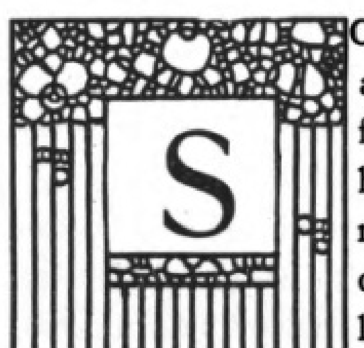
Da ist zunächst wieder die neue Technik, die das Au kommen eines Berufsgefühls in den meisten Fällen schlech dings ausschließt. Die Tätigkeit erscheint nicht mehr Ausfluß einer Persönlichkeit, sondern als Abwicklung e Prozesses: sie ist versachlicht. Was kann der einzelne ihr an persönlichem Eigenartsbewußtsein ableiten? Schneider, ein Schlosser, ein Bäcker, ein Gerber: sie haben einen wohlumschriebenen Kreis von Tätigkeiten, de Ausübung ihnen einen Lebensinhalt gewähren und sie Stolz erfüllen kann. Wie aber soll ein Arbeiter in e Insektenpulverfabrik oder in einer Hühneraugenringefa oder in einer Schwefelsäurefabrik ein innerliches Verhä zu seiner Berufstätigkeit gewinnen?

Weiter: die empirische Technik beruhte auf einem persönlichen Können und persönlichen Erlernen; die moderne Technik auf einem objektiven Wissen. Der Handwerker umgab seine Tätigkeit gern mit dem Nimbus des Geheimnisvollen, dessen innerstes Wesen nur ihm und seinen Genossen offenbar ward. Man erinnere sich der fast mystischen Verschleierung, deren beispielsweise die alten Baugewerbe teilhaftig wurden. Der heutige Produktionsprozeß wird paragraphenweise in den Lehrbüchern beschrieben und kann von jedermann gegen Entrichtung der Kosten erlernt werden. An die Stelle des mit Schauern der Mystik umkleideten Berufsgeheimnisses tritt das ordnungsgemäß erteilte D. R.-P. Nr. so und so. Auch das Fabrikationsgeheimnis wird zum Geschäft.

Mit der neuen Technik ist die neue Betriebsorganisation gekommen: der arbeitsteilig-kooperative und großenteils der automatische Betrieb. Nun ist es aber ersichtlich, daß auch die neueren Betriebsformen der Entfaltung eines spezifischen Berufsgefühls hinderlich sind. Der einzelne Arbeiter hat nichts mehr mit der Gesamttätigkeit seines Produktionszweiges zu tun, sondern ist zu einem wesenlosen Teilfunktionär in dem gesellschaftlichen Produktionsprozeß geworden. Soll die Knopflochnäherin in einer Schuhfabrik sich als Schusterin fühlen? Oder der Bursche, der eine Nägelmaschine bedient, als Schmied? Dazu kommt, daß die hochentwickelte moderne Berufsorganisation immer mehr Raum für die sogenannte „ungelernte", besser qualitätslose Arbeit bietet, oder aber die ehemals „gelernte" Handarbeit zu einer (unter Umständen sehr schwierigen und darum nach wie vor „gelernten") Maschinenarbeit umwandelt. In diesen Fällen aber ist wiederum die Beziehung des Arbeiters zu dem inneren

Wesen der gesamten Produktionstätigkeit loser geworden, die Arbeit ist wiederum um ein weiteres Stück versachlicht.

Aber der wichtigste Umstand ist doch vielleicht dieser: im Rahmen der kapitalistischen Wirtschaftsform ist der technische Arbeiter an dem wirtschaftlichen Erfolge seiner Tätigkeit nicht mehr interessiert. Es ist also gar nicht mehr **sein** Beruf im vollen Sinne des Wortes, den er ausübt, sondern „der Beruf“ des Herrn. Zwischen den Angehörigen eines und desselben Berufs — eben Herren und Knechten — entsteht ein Riß infolge der Klassengegensätzlichkeit, die sich zwischen den beiden Teilen entwickelt. Dem Arbeiter wird die ganze Berufstätigkeit damit aber verekelt. Die alte Berufsgemeinschaft verkehrt sich in ihr Gegenteil.



O HABEN wir das Proletarierdasein nach allen Seiten hin durchmessen. Indem wir fragten, was der moderne Arbeiter verloren habe, wenn wir seine Lebensbedingungen mit denen anderer Gruppen verglichen, auf denen ehedem die Bürde der wirtschaftlichen Arbeit ruhte, erfuhren wir gleichzeitig: was er dafür eingetauscht habe. Und wenn wir nun Rückschau halten, wenn wir die einzelnen Punkte zu einem Bilde zusammenzufassen versuchen: welches wird der Gesamteindruck sein? Öde, reizlos, hoffnungslos fließt das ewiggleiche Leben des Proletariers dahin. Ohne Rhythmus, ohne Schwung, ohne Inhalt. Einförmig. Eintönig. Grau. Wie ein kalter, regnerischer Novembertag. Wie der Regen selbst, den Verhaeren besungen hat:

Der Regen rinnt
Und der Regen spinnt

Mit gleichem Strich
Ein grau Gewebe, Stich um Stich
Und Masche um Masche fügt sich
Und ein dichter Schleier schmiegt sich
Um die Dörfer, die alt und verräuchert sind.
Der Regen,
Der lange Regen, in Fäden zerfahren,
Mit seinen Fluten und rauschenden Haaren,
Der Gast der Länder, die grau und alt,
Der Regen
Mit seiner ewigkeitsstarren Gewalt!

In qualvollem Einerlei rinnt die Stunde in den Tag, der Tag ins Jahr, das Jahr ins Leben.

Der Tag. Wir wissen, wie er begonnen, wie verbracht, wie vollendet wird. Früh beim Morgengrauen geht's hinaus; den langen Weg zu Fuß oder in vollen „Arbeiterzügen" der Straßen- oder Stadtbahnen in die Fabrik. Hier harrt seiner nur allzuoft eine widerwärtige Arbeit. Ungesund, nervenzerrüttend. Zwischen dem Surren und Summen, dem Pochen und Klopfen, dem Schreien und Quietschen der Maschinerie. In überhitzten Räumen, wo er halbnackend, schweißtriefend die Arbeit verrichtet oder in feuchten, kalten, zugigen Schuppen. An die Maschine gekettet, die keine Sekunde ihn zur Besinnung kommen läßt und ihm das Mark aus den Knochen saugt, muß er Schritt halten in dem Tempo, das der Fabrikherr für gut befindet, um sein Unternehmen rentabel zu machen. In läppischen Teilverrichtungen, die ein Affe gut genug wäre auszuführen, erschöpft sich vielleicht sein Tagewerk. Und hinter ihm steht der verhaßte Fronvogt mit der Peitsche und treibt ihn zur Anspannung aller seiner Kräfte an; der Fronvogt heißt Werkmeister und die Peitsche ist die Drohung mit der Entlassung. Eiserne Disziplin heischt der riesige

Betrieb, in den der einzelne eingeschaltet ist wie ein Räd-
chen in einem großen leblosen Mechanismus. Und es ist
Herrenwort, das ihm befiehlt, es sind Fremde für ihn, die
Ordnung heischen. Er mag alt und grau im Dienst ge-
worden sein: als abhängiger Lohnarbeiter hat er schweigend
den Rüffel des jungen Werkmeisters, des jungen Direktors
oder Chefs entgegenzunehmen.

Den Tag über kommt er kaum aus dem Bannkreis
der Fabrik, des Bauplatzes, des Warenhauses — denn
überall ist er zu Hause, dessen Spuren wir verfolgen —
heraus in die Freiheit. Erst der Abend gibt ihn sich
selbst zurück. Aber nun ist er müde, abgespannt, zer-
schlagen, zu irgend welchen ernsteren Vornahmen nur mit
Überanspannung seiner Nerven imstande. Was ihn „da-
heim“ erwartet, wenn er nicht noch sein Häuschen auf
dem Lande hat, wissen wir schon: die übervolle, lärmende
„Stube“ ohne Behaglichkeit, ohne Frieden. Bleibt der Schlaf
oder die Kneipe. Die öde, widerliche, raucherfüllte, stinkige
Kneipe.

Das Jahr. In dieses Alltagseinerlei fällt hier und da
ein Feiertag. Aber meist langt es nicht zu einem größeren
Ausflug in's Freie, meist nicht, ein gutes Theater oder
Konzert zu besuchen. Die gemütliche Plauderstunde im
Kreise befreundeter Familien daheim ist in den elenden
Höhlen, wo wenigstens in großen Städten das Proletariat
haust, ohne Reiz. Bleibt wieder nur die Kneipe: die öde
widerliche, raucherfüllte, stinkige Kneipe. Oder vielleicht
ein ödes, widerliches, raucherfülltes, stinkiges Tingeltangel.

Und Woche für Woche, Monat für Monat derselbe
Dienst, dieselbe geistlose, schwere Arbeit, dieselbe Plackerei
mit den Aufsehern, dasselbe Aufstehen, dasselbe Heim

ɔommen. Nie eine Abwechslung, nie eine Ausspannung, ıie „Ferien", um die sich bei der ganzen übrigen Mensch- ıeit das Jahr herumreiht. Einförmig, eintönig, wie der Novemberregen; ohne Höhen und Tiefen, ohne Licht, alles n einen grauen, feinen Nebel eingesponnen.

Und was für ein Leben setzt sich aus solchen Jahren :usammen?

Schon als Kind, sahen wir, fängt oft genug die harte Arbeit an. Frühmorgens, bei Dunkelheit muß es hinaus, Zeitungen oder Semmeln austragen, ein paar Stunden, ehe lie Schule beginnt, zu der es dann übernächtig und ab- ;espannt kommt. Oder es steht abends auf den Straßen ınd bietet Streichhölzel oder Apfelsinen feil. Oder es schnitzt ınd klebt in stickiger, überheizter Stube für den Verleger.)der es wandert auch schon in die Fabrik. Die nimmt es lann sicher auf, wenn es das „gesetzlich vorgeschrie- ɪene" Alter erreicht hat, also, wie wir wissen, meist schon n recht jungen Jahren. Und dann beginnt der einförmige Marsch in der Tretmühle. Wenn dann das Blut zum Herzen .ringt, wenn die goldige Zeit der ersten Liebe kommt, dann st schon meist nichts mehr da, was blühen, was jubeln .nd weinen könnte. Im ungeregelten Geschlechtsverkehr ʋachsen die Kinder heran, ohne Sinn und Ehrfurcht vor en Geheimnissen des Liebeslebens. Und wenn Bursch und Mädchen sich finden — im Fabriksaal, auf dem Tanzboden – dann ist es meist nicht viel mehr als eine wilde (oft ʋohl nicht einmal wilde!) Paarung, der aller Schmelz, aller :auber, aller Duft und Glanz vergeistigter Erotik fehlen. :s ist fast etwas Gleichgültiges. Selbst diese größte Zeit im Menschenleben, in der selbst der kahle Stumpf des bürger- chen Philisters ein paar grüne Blätter treibt, selbst sie be-

deutet für das Proletarierpaar kaum die Heraushebung aus dem Geleise des Alltäglichen.

Hochzeit! War sie früher der großen Masse vielleicht auch kein sonderlich tiefes innerliches Erlebnis gewesen, so hatte sie doch die Sitte in tausendjähriger Bildung zu einem mit Zeremonien und Festlichkeiten überladenen, denkwürdigen Ereignis ausgeprägt. Was hing an einer Bauernhochzeit, an einer gutbürgerlichen Hochzeit für ein kunstvolles Netzwerk von allerhand durch die Gewohnheit geheiligten Sitten und Gebräuchen! Nichts von alledem ist dem Proletariat geblieben. Man muß sie kennen, diese rührenden kleinen Hochzeitszüge des armen Großstadtproletariers. Wenn — vielleicht erst nach Feierabend — sich die paar Freunde zusammenfinden, nicht einmal alle im festlichen Gewand, und nun zu Fuß oder in der Straßenbahn das junge Paar nach Hause begleiten. Kaum daß es reicht, die Festgesellschaft mit einem Braten und ein paar Flaschen sauren Weines zu bewirten. Kaum daß das junge Paar sich einen halben Tag vom täglichen Frondienst freigemacht hat, um das größte Fest seines Lebens zu feiern. Und am nächsten Morgen wieder an die Arbeit, und für alle kommenden Tage Arbeit — Arbeit — Arbeit!

Die Kinder stellen sich ein. Sie werden kaum geboren, sie werden geworfen. Wiederum fehlt meist der geheiligte Ritus der alten Sitte, die dem Kindlein das feierliche Geleit ins Leben gab. Ohne Sang und Klang, ohne innerliche Erhebung und äußerliche Feier wird das neue Menschenkind bestenfalls gleichgiltig hingenommen. Meist bereiten die Kinder neue Mühen, größere Lasten, die fast nicht zu tragen sind. Frau Sorge, die graue, verschleierte Frau, zieht nun in die Stube des Proletariers ein, um sie nicht wieder zu ver-

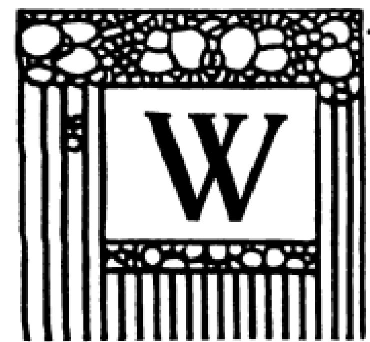
lassen, bis der Sarg dort steht, wo die Wiege stand. Frau Sorge wird nun die liebste Begleiterin gerade der Proletarierfrau. Das junge Ding, das achtlos die Ehe schloß, ist nun nach wenigen Jahren die verhärmte Frau, die wir kennen, die schaffende, mühende Frau, der sorgende Fragen aus jeder Falte ihres verblühten Gesichts sprechen. Wie soll das Wenige reichen, um die wachsende Zahl der Münder zu stopfen? Wie soll am ersten des Monats die Miete aufgebracht werden, woher die Steuern nehmen? Woher das Geld für die Arznei für das kranke Kind? Wird auch der Mann am Sonnabend den Verdienst nicht vertrinken? Wird er die Stellung nicht verlieren?

Und kein Ende der Not und des Jammers abzusehen! Dasselbe Leben, jahrein, jahraus bis zum letzten Tage! Keine Gliederung, abermals kein Rhythmus! Als Kind, als Jüngling, als Mann, als Greis: dieselbe Arbeit. Kein Aufsteigen zu höheren Funktionen, wenigstens nicht für die große Masse. Kein Aufklimmen vom Lehrling zum Gesellen, vom Gesellen zum Meister mit allen Sorgen und Freuden, allen Feiern und Festen, die auch hier die Sitte in langen Jahrhunderten zu kunstreichen Ereignissen ausgestaltet hatte, und die für den Durchschnittsmenschen den so unendlich wertvollen Rhythmus in das Berufsleben brachten. Keine Aussicht auf ein ruhiges, beschauliches Alter; im Gegenteil: die Kurve des Verdienstes des Lohnarbeiters senkt sich bedenklich schon von der Mitte der 30er Jahre an. Und vom Ersparten leben? Ach, dazu langt's ja wohl fast nie. Der Proletarier kennt nicht die Freude des kleinsten Bauern, des kleinsten Handwerkers, die ihr Lebenswerk in einer Erhaltung und selbst Mehrung ihres kleinen Besitzes äußerlich verkörperlicht sehen. Glückliche und Bevorzugte die, die we-

nigstens zu einer Art von Selbständigkeit gelangen, als kleine Krämer oder kleine Wirte. Aber auch das bleibt den meisten versagt. Auch dieses Ziel fehlt ihnen im Leben. Wie ihnen nichts zu erreichen, nichts zu erstreben bleibt. Ja, nicht einmal die Hoffnung, den Kindern wenigstens ein besseres Los zu bereiten, wird ihnen vorleuchten, wie sie das Leben des kleinen Handwerkers oder Bauern oder Beamten erhellt. Auch die Kinder werden dieselbe einförmige Wanderung beginnen, wo sie die Eltern abgebrochen haben. Den Gang zwischen den Mauern, wie ihn uns Laermans gemalt hat: ein alter Mann aus dem Arbeiterstande schreitet müde zwischen zwei riesigen, hohen Mauern, die bis in endlose Ferne weiterreichen, dahin. An seiner Hand führt er sein blühendes Enkelkind, das fragenden, suchenden Blicks um sich schaut. Und über die Mauern fallen Blüten und Blätter herab, die uns künden, daß es Frühling draußen im Lande, jenseits der beiden hohen Mauern wieder einmal geworden ist. Und die Blicke des Kindes fragen den alten Mann, ob der Weg sie nicht auch auf ihrer Wanderung zwischen die blühenden Bäume führen wird. Aber das Auge des Alten hat keine Antwort. Es ist auf das ferne Ziel, das gar kein Ziel ist, gerichtet. Er wird den Weg zwischen den Mauern weitergehen. Und das Kleine, wenn es selbst Mutter und Großmutter geworden ist, wird die Kinder und Enkelkinder an der Hand führen und wird selbst den unaufhörlichen Gang zwischen den Mauern weiterschreiten, und wird dann selbst keine Antwort mehr auf die Frage der Kleinen haben: ob's draußen Frühling ist und ob sie nicht in den Frühling hinauswandern wollen.

So blieb als einziges Licht in dieser trüben Nacht: der Trost, den die Religion spendete, die Hoffnung auf ein

besseres Jenseits. Aber der Kapitalismus hat reine Bahn gemacht: er hat die „Aufklärung“ gebracht und mit der Aufklärung — wenigstens in vielen Ländern: glücklicher sind darin England und die Vereinigten Staaten — auch der Masse den Unglauben. Es ist gar nicht zu sagen, welchen ungeheuren, inneren Zusammenbruch es bedeuten muß, wenn aus diesem stumpfen, einförmigen, qualvollen Leben, das das Proletariat zu führen verdammt ist, der kindliche Glaube genommen wird: daß es gerade den Armseligen und Beladenen im ewigen Leben doppelt gut ergehen wird. Es ist, wie wenn ein gesunder, junger Mensch plötzlich erblindet; wie wenn das letzte Abendrot von den Kuppen der Berge verschwindet und die Welt nun im stumpfen Dunkel der Nacht daliegt.



AS aber, so fragen wir jetzt unwillkürlich, mußte sich aus diesen Lebensbedingungen des Proletariats für dessen Psyche ergeben? Welches mußten die Wirkungen jener Zerstörungsarbeit, die der Kapitalismus vollbringt, auf die Seelenverfassung der Massen sein?

Ich denke, man wird nicht im Zweifel darüber sein können, daß die erste Wirkung ein ungeheurer Bankrott in geistiger und sittlicher Hinsicht ist; daß der erste Zustand, in den die Massen infolge der kapitalistischen Entwicklung versetzt werden, ein Zustand der Öde ist, der Öde und der Verkümmerung aller Funktionen der Seele.

Verödung auf moralischem Gebiete! Kein Wunder, wenn die alten, ehrwürdigen Bestände an Sitte und Sittlichkeit, die in den vielen alten Gemeinschaftsverbänden im

Laufe der Jahrtausende aufgesammelt gewesen waren als Hort und Schutz gegen die Bestie im Menschen, mit einem Male in Verlust gerieten und sich der Mensch dem Menschen (das Tier dem Tier) gegenüber fand ohne irgendwelche sein Verhalten objektiv bindende Norm. War doch mit jenen uralten Fonds geheiligter Gebräuche und sittlicher Anschauungen vor allem auch die Ehrfurcht mitzertrümmert, die Erzeugerin aller sozial guten und wertvollen Seelenstimmungen. An ihrer Stelle drohen ein rücksichtsloser Zynismus, eine pietätlose Frechheit sich breit zu machen, die überall sich einstellen, wo aus irgendwelchen Gründen die alten moralischen Weltanschauungen in die Brüche gegangen sind, ohne durch neue ersetzt zu sein. Ein sittenloses Volk wächst heran! Welch ein ungeheuerlicher Gedanke! Ein Wunder nur, daß die in voller Verwahrlosung aufwachsende Proletarierbrut nicht noch viel mehr verwildert, als es der Fall war oder ist, daß die Masse dieses armseligen Volkes nicht viel mehr verroht inmitten der menschenunwürdigen Lebensbedingungen, in denen wir sie angetroffen haben.

Neben der Verrohung auf moralischem Gebiete geht eine Verödung und Verblödung in geistiger und gemütlicher Hinsicht zunächst nebenher. Wie könnten wir auch eine andere Wirkung erwarten? Wenn die Kinder von klein auf zur Arbeit herangezogen werden, wenn die Erwachsenen im stumpfen Tagewerk, womöglich auch nachts oder feiertags, sich bis zur Todmüdigkeit abrackern? In einem Tagewerk, aus dem in tausend Fällen selbst kein Geist hervorquillt. In einer abstumpfenden Umgebung: ohne alle die belebenden Eindrücke der Natur. Alles einförmig, monoton. Inmitten toter Körper.

Da sterben denn zunächst auch alle Wertempfindungen

ab. Eine bleierne Gleichgültigkeit befällt die Massen. Sie trotten ihren Gang ohne einen Funken von Glauben an eine bessere Zukunft; aber auch ohne Auflehnung, ohne Empörung. Unverdrossen. Mutlos. Hoffnungslos. Nicht einmal „gottergeben“: wenn sie keinen Gott mehr haben, in dessen Hände sie sich und ihr Los befehlen könnten. Nur stumpf.

Stumpfheit oder Rohheit — je nach der natürlichen Veranlagung des einzelnen — das sind die ersten Blüten, die der neue Stamm, den der Kapitalismus gepflanzt hat, treibt.

Einen Einblick in diese Öde des proletarischen Seelenlebens gewährt, so gut wie wenige andere Zeugnisse, das Buch des Arbeiters Karl Fischer, das vor einiger Zeit Paul Göhre unter dem Titel „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters“ herausgegeben hat. Das ist furchtbar. Atemraubend. Wie hier die Monotonie der Lebensführung ins Psychologische umgesetzt ist und in einer ebensolchen Monotonie der Empfindungen wie der Ausdrucksweise uns entgegentritt. „Da war um halb elf der Bauführer zur Kontrolle gekommen . . ., da wurde man freilich gehörig munter . . . da hatten wir die halbe Nacht zu tun . . ., da ging ich ins Quartier, um Kaffee zu trinken . . ., da war unterdes der Anschreiber gekommen . . . da blieb ich am Ofen . . . da — da — da . . .“ So geht es über hunderte von Seiten hinweg, ohne ein Aufschauen, ohne irgendwelchen Rythmus. Wie Regentropfen fallen die einzelnen Sätze nieder, wie das unaufhörliche, leise Pochen eines Hammers. Und welche winzigen Interessen: der Tagesverdienst, das Logis, die Krankheit, der Zank mit dem Meister, der Ärger mit der Wirtin: dazwischen drehen sich

Denken und Fühlen herum. Daß ihm einmal das Angeln verboten wird, und er darüber schimpft, bildet eine seltene Abwechslung in dem ewigen Einerlei des Tagesberichts. Und im Grunde: welche Ergebenheit, welche Unverdrossenheit, bis zuletzt, als er sich kaput geackert hat und noch vom Direktor hinausgeworfen wird, der lange verhaltene Groll sich in einem Haufen unsinniger Schimpfereien Luft macht. Das alles ist nicht mehr das Sprechen eines Menschen, das ist das Keuchen eines Lasttiers. Das ist nicht mehr der Lebensgang eines Menschen: das ist das Durchs-Leben-Kriechen eines Halbtiers: gescheucht, scheu, gebückt, mit niedergeschlagenem Blick und verhaltenem Atem.

Aber es sollte anders werden. In die dumpf dahinbrütende Masse des Proletariats kam neues Leben. Und wenn wir heute typische Vertreter des Proletariats, wenigstens in seinen oberen Schichten, auf die schon ein Schimmer von Kultur gefallen ist, uns anschauen und auf ihren eigentümlichen Seelenzustand hin prüfen, so finden wir doch eine ganz andere Geistesverfassung, als wir sie bisher allein kennen gelernt hatten. Vor allem interessant ist zu beobachten: wie eine spezifische Proletarierpsyche in der Bildung begriffen ist, von der ich im folgenden noch einiges aussagen möchte.

Es könnte auf den ersten Blick seltsam erscheinen und ist doch bei näherem Hinsehen so natürlich und begreiflich: daß diejenige Saite des inneren Menschen, die im modernen Proletarier zuerst wieder zu klingen begann, die Verstandesfunktionen waren. Ohne Zweifel ist heute die proletarische Psyche durch ein starkes Vorwalten der intellektuellen Fähigkeit deutlich ausgezeichnet. Ich sage: bei näherem Hinschauen, das heißt, wenn wir uns die Lage, in die ihn

das Schicksal versetzt hatte, völlig klar machen, erscheint diese starke, ja deutlich hypertrophe Entwicklung der Verstandesorgane nur selbstverständlich.

Wie wir gesehen haben, ist die Geburt des Proletariats gleichbedeutend mit der Vernichtung tausend alter Beziehungen meist gemütlicher, gefühlsmäßiger und gewohnheitsmäßiger Natur: die Beziehungen zur Heimat, zum Dorf- und Familienverband, zur Herrschaft und zur Berufsgemeinschaft fallen weg. Alle Autoritätsverhältnisse werden gelockert. Alle alten Anschauungen von Sitte und Sittlichkeit schwinden, also alles, was der moderne Mensch „Vorurteile" nennt. Schließlich wird auch der liebe Gott entthront. Der Mensch ist nun glücklich „frei", frei im Sinne von ungebunden. „Frei" im Sinne Faustens in den ersten Anfängen, als er von sich rühmen konnte:

> „Mich plagen keine Skrupel noch Zweifel
> Fürchte mich weder vor Hölle noch Teufel."

Frei also von den Fesseln der Sentimentalität, alles Gefühlsmäßigen, aller Sitte, alles Glaubens und Aberglaubens.

Was nun aber verlangt wird von diesem „freien", das heißt zunächst völlig leeren Menschenkinde, wenn es sich seinen neuen Lebensbedingungen „anpassen" will, ist Überlegung, Bedenkung, Urteil, sind Geistestätigkeiten, die eine gewisse Schulung des Verstandes zur Voraussetzung haben.

Schon daß der Proletarier in der großen Mehrzahl der Fälle in Großstädten oder großstadtähnlichen Industriezentren lebt, macht ihn der rationalen Betrachtung der Dinge zugänglicher. Wie alle Städter unterscheidet auch er sich vom bodenständigen, wurzelhaften Landkinde durch das Überwiegen der verstandesmäßigen über die gefühls- und instinktmäßigen Wesensbetätigungen.

Dann wechselt er häufig, wir wie wissen, den Ort, wo er sich aufhält. Wenn ja ein Würzelchen treiben wollte, wird die Pflanze alsobald wieder ausgerissen und in neues Erdreich versetzt. Aber dafür stärkt dieser häufige Szenenwechsel wiederum die Fähigkeiten des Verstandes. Neue Eindrücke drängen sich auf. Neue Menschen, neue Sitten und Gewohnheiten, neue Arbeitsmethoden: alles regt zum Vergleichen an, zum Beurteilen (und sei das Urteil auch noch so oberflächlich begründet). Die Karikatur dieser modernen Nomaden ist der Commis voyageur: hier ist der ganze Lebensinhalt ein fortgesetztes Vergleichen und Urteilen geworden und die ewig scheinende Sonne des Verstandes verdörrt hier alles und jedes natürliche Empfinden.

Nun muß der Proletarier für seinen Unterhalt sorgen: bei jedem Schritt muß er überlegen, erwägen. Er wächst nicht in einen Beruf organisch hinein, wie der Bauer und auch noch der Handwerker alten Schlages. Er lebt sich nicht unbesorgt in seinem Berufe aus wie jene. Vielmehr müht er sich vom ersten Anfang an um jede Stelle; jede Stelle ist unsicher; jeden Augenblick muß sein Sinn rege sein, wenn ihm gekündigt wird und er von neuem suchen muß. Auch ist er dabei ganz auf sich allein und sein Urteilsvermögen gestellt: keine Gemeinschaft tritt für ihn ein, denkt oder handelt für ihn. Selbst ist der Mann, selbst sogar die Frau. Selbst aber gar schon das Kind, der halberwachsene Bursche, das junge Mädchen. Also von ganz früh an übt sich das Proletarierkind im Gebrauch seiner Verstandesfunktionen, die ja auch die einzigen sind, die durch die trostlose Umgebung, in der es aufwächst, nicht zum Absterben gebracht werden.

Endlich regt auch die Berufsarbeit des Proletariers

häufig zu einer verstandesmäßigen Betrachtung an. Sie nimmt entweder gar keine Geistesarbeit in Anspruch, wo sie zu einer völlig mechanischen Teilverrichtung geworden ist, oder — wenn überhaupt eine — die des rationalen Denkens. So doch gewiß oft die Maschinenarbeit: die Bedienung einer komplizierten Dampfmaschine, aber auch die Herstellung von Maschinen, Apparaten und dergleichen. Hier muß der Arbeiter die mechanischen und physikalischen Zusammenhänge begreifen, wie in anderen Fällen die chemischen Prozesse: er wird zum Nachdenken gezwungen. Während das naive oder das künstlerische — in beiden Fällen unbewußte — Schaffen bei der Eigenart seiner Tätigkeit fast nirgends Platz hat. Der Bauer hinter dem Pfluge, der dem Vogelschwarm nachschaut und die Wolken betrachtet: obs morgen regnen wird; der Handwerker, der an seinem Werke herumbosselt: ob es sich nicht gestalten lasse wie ihm das Bild vorschwebt, oder der in Väterweise die altgewohnte Arbeit ohne viel Besinnen verrichtet: wie so ganz andere Lebewesen sind es, vergleichen wir sie mit dem Monteur in einer Maschinenfabrik, mit dem Linsenschleifer in den Zeißschen Werkstätten, mit dem Former in einer Gießerei, mit dem qualifizierten Arbeiter in einem Elektrizitätswerke, mit dem Setzer in einer großen Buchdruckerei,[7] mit dem Führer einer Schnellzugslokomotive.

Die erste, jedem Beobachter sich sofort aufdrängende Eigenart des Proletariats, die in dieser einseitigen Entwicklung der Verstandesfunktionen ihre Erklärung findet, ist der „Wissensdurst“, der heute in allen besseren Arbeiterkreisen vorhanden ist. Ein Zug des modernen Stadtmenschen überhaupt hat hier seine deutlichste Ausprägung erfahren: das „Bildungsstreben“. Wobei man unter „Bildung“ in erster

Linie die Anhäufung eines gewissen Maßes von „Kenntnissen“ versteht, die man aus Büchern lernt, die also schon durch das Medium des begrifflichen Denkens hindurchgegangen sind. Nicht die Anschauung der Dinge reizt diese Menschen, nicht die gefühlsmäßig-instinktive Erfassung der Wirklichkeit ist das, was sie erstreben, auch nicht das Wirken und Schaffen selbst ist ihnen ein Herzensbedürfnis, sondern das „Erkennen“, das heißt also die Herausarbeitung eines Begriffssystems. Nicht die Welt und die Menschen üben den Reiz mehr aus, sondern die „Theorie“ von der Entstehung der Welt und der Menschen; nicht die Blumen, sondern die Botanik, nicht die Tiere, sondern die Zoologie, nicht des Menschen Seele, sondern die Psychologie.

Aber wir werden auch andere Eigenarten der proletarischen Psyche, insbesondere auch ihre praktische Reaktion, unschwer aus dem stark intellektualistischen Wesen unserer Klasse erklären können.

Erinnern wir uns der eigentümlichen Lebensverhältnisse des Proletariats, so werden wir es begreiflich finden, als eine Wirkung dieser ihrer seelischen Grundzüge, wenn wir beobachten, wie in dem Gemüte des modernen Arbeiters sich ein starker kritischer Zug bemerkbar macht. Das Schicksal hat ihn in eine äußere Lage versetzt, in der ein normaler Mensch schlechterdings nicht leben kann; in eine Lage, die jede sinnvolle Zeiterfüllung, jede gesunde Betätigung des Körpers und Geistes ausschließt; er führt kein tätig Leben

> Was unsre Kräfte frischt, das Brot uns süßt
> Und in den klaren Trank uns Frieden gießt.

Seine Leibes- und Seelenkräfte sind vielmehr aus dem Gleichgewicht gebracht. Seine Arbeit ebenso wie seine

Muße zehren an seinem Mark. Er verfällt dem Dämon der Nervosität*) nicht wie unsere Damen, weil sie nichts Rechtes mit sich anzufangen wissen, sondern wie unsere gesuchten Ärzte und Rechtsanwälte, die wie er unter einem Übermaß von unsinniger Arbeit, die sie wie er unter unsinnigen, äußeren Bedingungen erfüllen müssen, zermürbt werden und den Rest ihrer Kräfte wie er in unsinnigen, aufreibenden Zerstreuungen vertun. Nur daß ihm von dem Licht, das auf die Arbeitsfanatiker der oberen Klassen fällt, nichts beschieden ist, daß er die tausend Reize, die eine Arbeitshetze in der höheren Lebensschicht bietet, nie erfährt. So reibt er sich auf, zermorscht seinen Körper und bleibt doch „im Geleise". Und da regt sich in ihm ein ganz selbstverständlicher Mißmut, der sich nun bald aus der Sphäre des dumpfen Unbehagens — eben mit Hilfe der hoch entwickelten Verstandestätigkeit — zu einer bewußten, kritisch begründeten Unzufriedenheit entwickelt.

Aber was nun wohl unvermeidlich ist, ist dieses: „Bildung" und „Kritik" bleiben bei der großen Masse auf halbem Wege stecken. Sie verlieren ihr Leben, sie erstarren zu Dogmen der Theorie, zu Dogmen der Praxis. Sie werden in Schlagworte eingekapselt, von denen nun die Seele erfüllt ist. Der Mensch, der sich glücklich aus Vorurteilen und Aberglauben befreit hatte und sich „frei" glaubte, wird nun in ein unzerreißbares Netzwerk von verkalkten „Theorien" eingesponnen, in dem er nicht freier sich zu bewegen vermag als vorher der natürliche Mensch in den Ketten des Vorurteils und Aberglaubens. Mag nun die Begriffsfalle, in

---

*) Vgl. Paul Schönhals, Über die Ursachen der Neurasthenie und Hysterie bei Arbeitern. (Berlin 1906.)

die er fällt, Atheismus oder Darwinismus oder Klassenkampf oder Antisemitismus oder Internationalismus oder Ausbeutung oder soziale Revolution oder sonstwie heißen, das bleibt sich gleich: genug, daß er festsitzt. So, kann man sagen, bildet sich bei der großen proletarischen Masse wiederum eine Eigenart des modernen Menschen zur Vollkommenheit aus: der Dogmatismus. Der Proletarier ist, trotz seines „Bildungsstrebens", trotz seiner „kritischen" Veranlagung, — oder soll man sagen derentwegen? sicher wegen seiner Verstandeshypertrophie — der geborene Dogmatiker.

Eine andere Seite der proletarischen Psyche ist nicht minder wesentlich als die bisher betrachtete.

Wir sahen, wie der Proletarier aus allen Zusammenhängen, die frühere Geschlechter zusammenhielten, herausgerissen worden ist, wir sahen ihn als Einzelwesen seine Wege ziehen. Nun müssen wir uns erinnern, daß der Kapitalismus ihn gleichzeitig äußerlich in enge Berührung mit den anderen Gesellen gleichen Schicksals bringt. Noch nie hat früher die Menschheit in solchen riesigen Haufen zusammengewohnt, zusammengearbeitet. So findet der Einzelne, wo er geht und steht, Dutzende, Hunderte, Tausende anderer Einzelner, mit denen er notwendig eine Art von Berührung eingehen muß, wenn er mit ihnen in der gleichen Etage wohnt, wenn er sie auf dem Wege zur Fabrik antrifft, wenn er mit ihnen im gleichen Saale arbeitet. Der Proletarier ist zwar vereinzelt, aber nicht einsam wie der Bauer, der einsam, aber darum doch nicht vereinzelt ist.

Der dem gewöhnlichen Menschen innewohnende Trieb bringt die Einzelnen schließlich wieder auch zu einer Art von innerlichem Zusammenschluß: man vereinigt sich zu bestimmten Zwecken, zum Gesangverein, zum Kegelverein,

zum Gewerkverein. An die Stelle der alten traditionellen, urwüchsigen Gemeinschaften treten bewußt geformte Zweckverbände. Aber immer bleibt der Proletarier in allen diesen neuen Verbänden das farblose Sandkorn, das als reine, qualitätslose Größe unorganisch neben dem andern ruht. Allen den neuen Verbänden fehlt das eigenartige Kolorit, wie es die besondere Stadt- oder Dorfgemeinschaft, die besondere Berufs- oder Familiengemeinschaft besessen hatten. Immer sieht sich der Einzelne anderen Einzelnen gegenüber, mit denen ihn im Grunde kein positiv Gemeinsames, sondern nur die gemeinsame Öde und Leere, die Vereinzelung und Vereinsamung verbindet. Das nun wird die Quelle jenes spezifisch proletarischen Gemeinschaftsempfindens, das nur noch die bloße Zugehörigkeit zur Masse und die Masse selbst nur noch als große Menge, das heißt rein quantitativ bestimmt, gelten läßt.

Einstweilen, wo das Proletariat im Kampfe steht, äußert sich dieses spezifische Gemeinschaftsempfinden als sogenanntes Klassenbewußtsein. Aber die psychologischen Wurzeln dieses Klassenbewußtseins liegen doch tiefer: eben in jenem von mir aufgewiesenen Massenbewußtsein. Denn nur die Auslöschung aller Sonderbeziehungen, wie sie in den alten historisch überkommenen Gruppen erwachsen waren, hat den leeren Raum geschaffen, über den sich nun das farblose Klassenbewußtsein ausspannen konnte.

In diesem Massen- oder Klassenempfinden liegen nun aber wohl auch alle Keime der neuen Ethik, die das Proletariat zu entwickeln im Begriffe ist: das Solidaritätsgefühl, der Opfersinn, die Hingebung, die Unterordnung unter die Leiter und vieles andere erklärt sich zum Teil wohl aus der Kampfeslage, in dem sich das Proletariat befindet, zum

Teil aber auch aus der Ehrfurcht vor der Masse, die im Grunde der neue Gott ist, zu dem man betet. Wie sich der fromme Mensch aus seiner Vereinsamung durch das Aufgehen in Gott rettet, wie er durch die Hingabe an Gott sich selbst erst wieder als Wert und Ganzes zurückempfängt: so der einzelne Proletarier, der in der großen Masse aufgeht und alle seine Bedeutung, alle seine Geltung durch die Zugehörigkeit zu jener Masse bekommt. Er selbst fühlt sich als nichts: weder als Dorf- oder Stadtgenosse, noch als Familienglied, noch als Angehöriger eines bestimmten Berufs, noch viel weniger natürlich als sich selbst. Nur als Einer unter Vielen fühlt er sich, als eine Größe, die allein gar nichts bedeutet, die erst mit vielen anderen Größen zusammengefügt werden muß, um irgend etwas darzustellen, irgend etwas zu gelten. Aber er kann auch leicht summiert werden, denn er ist auch in Wirklichkeit eine qualitätslose Nur-Größe, von der alle standesmäßigen, alle familienhaften, alle beruflichen, alle ortseigenartigen, alle landschaftlichen, alle persönlichen Unterschiede weggelöscht sind. Ein Bauer und ein Handwerker, ein Bauer der Marschen und ein Bauer der Geest, ein Bauer Thüringens und ein Bauer der Alpen, ein Großbauer und ein Kleinbauer oder gar ein Häusler, aber auch ein Schuster und ein Schneider, ein Bergmann und ein Gerber alten Stils: welche markanten wesensunterschiedlichen Typen stellen sie dar, wenn wir sie mit dem Allerwelts-Proletarier vergleichen, der fast schon in London und in Rom, in Moskau und in Paris, in Berlin und in Wien dieselbe farb- und charakterlose Figur ist: ein völlig gleiches „Kultur"-Klischee.

Nun verstehen wir aber auch, warum der Proletarier

auch erst das rechte ζωον πολιτικον ist. Alle die Eigenarten, die wir an ihm wahrgenommen haben, treiben ihn der Politik in die Arme: sein privates Leben ist schal, in der Arbeit findet er ebensowenig wie im Familienglück Befriedigung; er wird unzufrieden mit seiner Lage; er wird ein Intellektualwesen, das zu kritisieren und zu theoretisieren vermag; er glaubt den Grund für seine Misere in einer bestimmten äußeren Ordnung des menschlichen Zusammenlebens zu erkennen; er fühlt sich eins in diesem Empfinden des Unbehagens, der Sehnsucht, ebensowie in der Kritik und in der Deutung seiner Leiden mit seinen zahllosen, gleichförmigen Genossen, den anderen Sandkörnern im Haufen: was Wunder, wenn er sich mit diesen zu gemeinsamer Aktion zusammenschließt, wenn er sein Heil erhofft von dem Einsetzen der Massenmacht zur Herbeiführung einer anderen äußeren Ordnung unserer Gesellschaft. Seine Intelligenz befähigt ihn, Zeitungen zu lesen, Volksredner anzuhören, Resolutionen zu diskutieren. Seine Halbbildung macht es ihm leicht, dem Schlagwort, der konventionellen Phrase zu glauben, ohne die die Politik keine Stunde leben kann. Selbstverständlich wird sein politischer Standpunkt „radikal" sein in dem doppelten Sinn der Pietätlosigkeit gegenüber dem Überkommenen sowie im Sinne des Doktrinarismus. Zu jener verleitet ihn seine Wurzellosigkeit, seine Flugsandnatur, und dieser ist der Tummelplatz aller phantastischen Volksbeglücker ebenso wie aller halb- oder ungebildeten Demagogen, denen der große Haufe unabwendbar verfallen ist.

Damit bin ich an dem Punkte angelangt, wo wir das Proletariat eintreten sehen in jene Bewegung, die wir die sozialistische nennen. Weiter wollte ich den Leser nicht

führen, denn von dieser Bewegung selbst habe ich in meiner Schrift „Sozialismus und soziale Bewegung" gesprochen, zu der diese Blätter eine Art von Ergänzung bilden sollen; von dieser Bewegung hoffe ich noch viel in späteren Schriften sprechen zu können.

